

Hinter der blöden Kuh

Frauenbilder und das Frausein in Dagmar Chidolues Roman

Blöde Kuh

Pro Gradu -Arbeit

Institut für moderne und

klassische Sprachen

Deutsche Sprache und Kultur

Universität Jyväskylä

März 2006

Kati Kauppinen

JYVÄSKYLÄN YLIOPISTO

Tiedekunta – Faculty Humanistinen	Laitos – Department Kielten laitos
Tekijä – Author Kati Kauppinen	
Työn nimi – Title Hinter der blöden Kuh – Frauenbilder und das Frausein in Dagmar Chidolues Roman ”Blöde Kuh”	
Oppiaine – Subject Saksan kieli ja kulttuuri	Työn laji – Level Pro gradu
Aika – Month and year Maaliskuu 2006	Sivumäärä – Number of pages 124 sivua
Tiivistelmä – Abstract <p>Nykyisessä länsimaisessa yhteiskunnassa naiseuden käsite on laajempi ja naisten yhteiskunnalliset roolit moninaisempia ja ristiriitaisempia kuin koskaan. Naisilla on usein paitsi mahdollisuus, myös pakko pohtia paikkaansa ja työstää identiteettiään erilaisten diskurssien ristipaineessa. Välineitä identiteettityöhön tarjoavat perinteisten naiseutta määrittävien instanssien ohella myös populaarikulttuurin tuotteet, yhtenä niistä kirjallisuus.</p> <p>Analysoin käsillä olevassa pro gradu -työssäni saksalaisen nuortenkirjailijan Dagmar Chidoluen romaanin <i>Blöde Kuh</i> naiskuvia ja naiseusdiskursseja tavoitteenani selvittää, millaista käsitystä naiseudesta ja naisen roolista teos edustaa. Tarkastelemani romaania voi tietyn varauksin luonnehtia tyttökirjaksi, jolloin kysymys viime kädessä kuuluu, millaista naisidentiteettiä ja -subjektiutta teos tuottaa.</p> <p>Pohjaan tarkasteluni yhtäältä naistutkimuksen näkökantoihin naiseudesta, toisaalta yleisemmin subjektiutta ja identiteettiä käsitteleviin nykytutkimuksiin. Intertekstuaalisen heijastuspinnan analyysilleni luo lisäksi tyttökirjojen genre. Tarkasteluani ohjaavana runkona käytän Rimmon-Kenanin hahmottelemaa menetelmää fiktiivisten henkilöiden abstrahoimiseksi tekstistä. Analysoin romaanin kunkin neljän naishahmon erikseen sekä tarkastelen mieshahmojen tuottamia naiseusdiskursseja. Teoksen päähenkilön analyysin olen jakanut useampiin osa-alueisiin. Tutkin rinnan teoksen sisältöä ja muotoa; sitä mitä sanotaan ja miten. Kiinnitän huomiota erityisesti kaikkietävän kertojan rooliin ja tapaan kuvata tapahtumia ja henkilöitä. Pyrkimyksenäni on ollut mahdollisimman laaja-alainen ja joustava, tekstilähtöinen analyysi, joka tekee oikeutta tutkittavan aiheen monimuotoisuudelle.</p> <p>Analyysin perusteella voi sanoa, että teos ottaa kärkevästi kantaa lukuisiin erilaisiin naiskuviin ja naiseusdiskursseihin tuoden esiin valmiiden roolien, tai subjektipositioiden, rajoittavuuden. Romanin tuottamassa naiseusdiskurssissa korostuvat moninaisuus, sallivuus sekä pyrkimys paeta normatiivisia malleja ja määritelmiä. Teos kannustaa lukijaansa murtautumaan ulos rajoittavista normeista, luottamaan kykyihinsä ja rakentamaan omaa identiteettiä ja subjektiutta valmiiden positioiden ulkopuolella.</p>	
Asiasanat – Keywords feministische Literaturforschung, Frauenbild, das Frausein, Mädchenbuch, Identität	
Säilytyspaikka – Depository Aallon kirjasto	
Muita tietoja – Additional information	

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
2	Zur feministischen Forschung	3
	2.1 Zum Begriff <i>Feminismus</i>	3
	2.2 Die Wegbereiterinnen der feministischen Forschung	6
	2.3 Zur gegenwärtigen feministischen Theoriebildung	9
3	Die Frau, das Frausein, die Weiblichkeit und das Frauenbild	12
4	Die <i>Frau</i> und das <i>Frausein</i> in den feministischen Diskursen	16
	4.1 Leugnung des Unterschieds – die humanistische Phase	17
	4.2 Hervorhebung des Unterschieds – die gynozentrische Phase	20
	4.3 Vielfalt der Unterschiede – die postmoderne Phase	23
	4.3.1 Der psychoanalytische Ansatz zur Subjektwerdung	25
	4.3.2 Dekonstruktion und die Frage um die politischen Ziele des Feminismus	31
	4.3.3 Die Macht als diskursive Praxis	34
	4.3.4 Identitätskonstitution – zwischen Zwang und Freiheit	38
	4.3.5 Gesichtspunkte zu einer strategischen Subjektivität	39
5	Die <i>Frau</i> in der feministischen Literaturforschung	42
	5.1 Zur Erforschung der Frauenbilder des männlichen Kanons	43
	5.2 Versuche, einen weiblichen Kanon zu (re)konstruieren	45
6	LITERATURTHEORETISCHE AUSGANGSPUNKTE DER ARBEIT	48
7	Zur Autorin Dagmar Chidolue und ihrem Roman <i>Blöde Kuh</i>	51
	7.1 <i>Blöde Kuh</i> und das Genre Mädchenliteratur	51
	7.2 Zur Handlung und zu den Figuren des Romans	52
	7.3 Die Erzählstruktur	53

8	Zur Methode der Untersuchung	55
9	Frauenbilder und das Frausein im Roman <i>Blöde Kuh</i>	58
9.1	Die Mutter	58
9.2	Die männlichen Figuren des Romans	62
9.2.1	Der Vater	62
9.2.2	Streckertoni und Eberhard	64
9.3	Conny	65
9.4	Sabine	71
9.4.1	Die Wahl: Hausfrau oder Karrierefrau	72
9.4.2	Bewusste Identitätsfindung	74
9.4.2.1	Die Bedeutung des Äußeren, der Statussymbole und des korrekten Benehmens	74
9.4.2.2	Der narrative Charakter der Identität	79
9.4.3	Die Entwicklung der Subjektivität	82
9.4.4	Die Karriere	87
9.4.5	Männerbeziehungen	93
9.4.6	Mutterschaft	106
9.5	Ayse	110
10	Schlussfolgerungen	113
	Literaturverzeichnis	118

1 Einleitung

Der Begriff *Frausein* wird in der heutigen westlichen Gesellschaft so weit und vielseitig verstanden wie noch nie zuvor. Vor allem im Laufe der letzten hundert Jahre sind dem traditionellen, jahrhundertealten Rollenbild neue Bedeutungskomponenten beigelegt worden. Dies hat zur Folge gehabt, dass die Vorstellungen vom Frausein und der Frau nicht nur mannigfaltiger, sondern auch widersprüchlicher geworden sind.

Auf der konkreten Ebene hat diese Entwicklung dazu geführt, dass die Frauen einerseits mehr Möglichkeiten haben, sich zu verwirklichen und in der Gesellschaft selbständig zu handeln, andererseits aber auch mit neuen Forderungen und Erwartungen konfrontiert werden. Die gesellschaftlichen Diskurse über das Frausein sind nicht nur von vielfältigem, sondern auch von widersprüchlichem Charakter und geben alles andere als eindeutige Richtlinien, wie eine Frau zu sein bzw. zu handeln hat.

Diesen veränderten Verhältnissen liegt zum einen eine allgemeine Auflockerung der gesellschaftlichen Strukturen bzw. Instanzen, die traditionell die sozialen Rollen und die Identität der Menschen definieren bzw. festlegen zugrunde. An die Stelle oder wenigstens an die Seite der alten Normen ist die Wahlfreiheit getreten. Zum zweiten haben sich die Vorstellungen vom Ich und der Identität geändert. Gemäß der heutigen Auffassung stellen diese keine festgelegten, unveränderlichen Entitäten dar, sondern sie werden vielmehr als Konstruktionen betrachtet, die ein Individuum mithilfe verschiedener kulturellen und sozialen Mittel aktiv konstituieren und bearbeiten kann bzw. muss.

Literatur und speziell die Literatur für Jugendliche kann man als ein wichtiges kulturelles Instrument der Identitätsarbeit betrachten. Eine Sonderstellung kann man der Jugendliteratur aufgrund dessen zusprechen, dass der Identitätsaufbau im jungen Alter eine besonders große Rolle spielt. Die Wichtigkeit der Jugendliteratur für die Leser kann man darin sehen, dass sie außer konkreten Identifikationsmöglichkeiten auch eine Basis für weitere Reflexionen über die Welt und die eigene Rolle in der Gesellschaft anbietet.

Der in der vorliegenden Arbeit zu analysierende Roman *Blöde Kuh* ist ein Werk, das sich mit der Problematik des Frauseins in der heutigen Gesellschaft beschäftigt. Auch wenn der Roman im weiteren Sinne als ein Mädchenbuch zu bezeichnen ist, nimmt es polemisch Stellung zu den aktuellen Fragen der weiblichen Identität und der Subjektivität bzw. der sozialen Rolle der Frau. Das Werk problematisiert die Rolle der Frau in ihrer Beziehung zum Mann, ihre Rollen als Mutter und als ein Teil der Arbeitswelt und fragt, wie und ob alle diese Rollen unter einen Hut zu bringen sind. Auf einer tieferen Ebene lauten die Fragen: Wie oder was ist das Frausein? Wie soll es sein? Wer definiert das Frausein in der heutigen Gesellschaft? Und zuletzt: Wie frei sind die Frauen darin, ihre eigene Identität und soziale Rolle aufzubauen bzw. zu wählen in dieser Zeit der überschäumenden Alternativen? Durch seine Handlungen und Meinungen produziert das literarische Werk seine eigenen Vorstellungen vom Frausein, die den Leserinnen als Material bei dem Aufbau ihrer Identität dienen können.

In der vorliegenden Arbeit werden die Frauenbilder und die unterschiedlichen Diskurse über das Frausein untersucht und zwar um herauszufinden, wie das von dem Werk produzierte Frausein beschaffen ist. Das literarische Werk soll mit den gesellschaftlichen und insbesondere den feministischen Diskussionen über das Frausein, die Frauen und ihre Rolle in der Gesellschaft gespiegelt werden. Dabei steht die feministische Diskussion natürlich in einer dialogischen Beziehung mit der allgemeineren Diskussion. Um der Betrachtung einen Kontext zu geben, bemühe ich mich im Theorieteil darum, diese Diskussion zu umreißen. Darüber hinaus strebt der Theorieteil danach, die wichtigsten für die feministisch orientierte postmoderne Forschung charakteristischen forschungsphilosophischen Ausgangspunkte aufzuzeigen, da diese auch für die vorliegende Arbeit weitgehend die Grundlage bilden. Zum dritten werden im Theorieteil die in der Analyse zur Beschreibung und Interpretation angewandten Gesichtspunkte, Ansätze und Theorien vorgestellt. Für die Analyse habe ich nicht eine Theorie gewählt, im Rahmen deren ich versucht hätte, die zu analysierenden Erscheinungen zu interpretieren. Dabei wäre ich in Gefahr gelaufen, den Untersuchungsgegenstand entweder reduktionistisch zu behandeln oder 'modifizieren' zu müssen, um ihn in die Theorie einzubetten. Hingegen werde ich unterschiedliche Ansätze kombinieren, um das zu Analysierende möglichst vielseitig beschreiben und interpretieren zu können. Hierbei schließe ich mich der Ansicht von Péter Dávidházi an, dass die Theorien nicht als etwas Autonomes, Ansichseiendes betrachtet werden sollten, sondern sie sollten, wie auch die Methoden,

der Untersuchung dienen. Für jedes Projekt sollte eine eigene Theorie konstruiert werden und sie sollte nach Bedarf angewandt werden. (Dávidházi 25.4.2005)

In Kapitel zwei wird zuerst auf die historischen Grundlagen des heutigen akademischen Feminismus sowie auf seine forschungstheoretischen Ausgangspunkte eingegangen. Im dritten Kapitel werden gegenwärtige Definitionen der für die vorliegende Arbeit wichtigen Begriffe die *Frau*, das *Frausein*, die *Weiblichkeit* und das *Frauenbild* vorgestellt. Das vierte Kapitel konzentriert sich auf unterschiedliche von den Feministinnen der zweiten Welle präsentierte Aspekte, Gesichtspunkte und theoretische Ansätze über die *Frau* und das *Frausein*. Im fünften Kapitel wird auf die feministische Literaturforschung eingegangen, und spezieller auf ihr Interesse an der Frau als beschriebene und beschreibende Instanz, also an literarischen Frauenbildern und an der Frau als Autorin. Das sechste Kapitel beschreibt einige wichtige literaturtheoretische Ausgangspunkte, vor allem im Hinblick auf die Rolle und die Beziehung vom Autor, dem Werk und dem Leser. Das siebte Kapitel gibt Informationen über die Autorin Dagmar Chidolue sowie eine Charakterisierung des zu analysierenden Romans und im achten Kapitel wird die Methode der Analyse dargestellt. Das neunte Kapitel besteht aus der Analyse und im zehnten werden die Ergebnisse der Analyse zusammengefasst und erörtert. Es ist noch zu bemerken, dass mit allen im Text verwendeten, allgemeinen Personbezeichnungen aus Gründen der Lesbarkeit stets beide Geschlechter gemeint sind.

2 Zur feministischen Forschung

2.1 Zum Begriff *Feminismus*

Das Wort *Feminismus* ist heutzutage wohl jedem westlichen Menschen bekannt. Aber was bedeutet das Wort eigentlich? Was ist Feminismus? Laut DUDEN bedeutet *Feminismus* „Richtung der Frauenbewegung, die, von Bedürfnissen der Frau ausgehend, eine grundlegende Veränderung der gesellschaftlichen Normen (z.B. der traditionellen Rollenverteilung) und der patriarchalischen¹ Kultur anstrebt“ (DUDEN, 1996).

¹ Patriarchat ist laut DUDEN (1996) eine “Gesellschaftsordnung, bei der der Mann eine bevorzugte Stellung in Staat u. Familie innehat u. bei der in Erbfolge u. sozialer Stellung die männliche Linie ausschlaggebend ist”.

Feministisch orientierte Forschung gibt es aber im Rahmen sehr unterschiedlicher Wissenschaften von der Sozialpolitik und der Literatur bis zur Psychoanalyse und der Philosophie hin. Auch innerhalb der verschiedenen Forschungsbereiche sind die Ansätze zu unterschiedlichem Grad durch die politische Orientierung der Theoretikerinnen geprägt. (vgl. z. B. Kapitel 4.1 in der vorliegenden Arbeit) Folgerichtig sind auch die Vorstellungen von genauen Zielen und den Mitteln, um diese zu erreichen, von unterschiedlichem Charakter und darum sind einige feministische Forscherinnen (s. z.B. Matero 1996, 259; Weedon 1989/1997, 4) der Ansicht, dass es gerechter wäre, von feministischen Theorien oder sogar von Feminismen zu sprechen als von einer feministischen Theorie oder vom Feminismus.

Schon anhand dieser Schilderung wird es deutlich, dass die in der Öffentlichkeit an Boden gewonnenen, beinahe mythischen Vorstellungen von Feministinnen als Männer hassende lesbische Frauen oder ihre Weiblichkeit leugnende Büstenhalter Verbrennerinnen stark vereinfacht und stereotyp sind. (vgl. Lempiäinen 2001, 25; Uosukainen, A-talk, 21.10.2004). Wie Saarinen (1988, 5) feststellt, kann man Feminismus als eine Politik oder Denkweise beschreiben, die ihre Kritik direkt auf die Machtstrukturen und Kernwerte der westlichen Zivilisation richtet. Zwischen diesem und den oben geschilderten Vorstellungen könnte ein Zusammenhang bestehen.

Das Wort *Feminismus* ist eine Übersetzung aus dem Französischen *feminisme*, das zum ersten Mal in den 1880er Jahren von der Frauenrechtlerin Hubertine Auclert benutzt wurde (Cott 1987, 14). Auch wenn der Begriff an sich relativ jung ist, hat es wohl immer ‚Feministinnen‘ gegeben. Als Beispiel ist Christine de Pizan zu nennen, die in ihren Werken *The Book of the City of Ladies* und *The Book of Three Virtues* bereits im Jahre 1405 dieselben Themen diskutierte wie später etwa Virginia Woolf und Simone de Beauvoir. Sie argumentiert, dass Frauen dasselbe geistige Potential besitzen wie Männer, aber dass sie aufgrund der misogynen Einstellung der Gesellschaft und der Forderung, Frauen sollten sich der Familie widmen, ihrer Fähigkeiten nicht einmal selbst bewusst sind. Als Beleg stellt sie zahlreiche Frauen der Geschichte und Gegenwart vor, die der Gesellschaft von besonderer Nutzen gewesen waren und gibt Ratschläge, wie ihre Zeitgenossinnen ihre Fähigkeiten kultivieren könnten. (Willard 1984, 135-140.)

Nach de Pizan dauerte es noch mehrere Jahrhunderte bis die ersten eigentlichen Frauenbewegungen gegründet werden konnten. Den ersten Anfang für einen gezielten Kampf für Gleichheit und die Rechte der Frauen machen Frauenrechtlerinnen in Frankreich und England um 1890. In Frankreich verfassen sie eine Erklärung über „die natürlichen und heiligen Rechte der Frau“ und in England verlaugt Mary Wollstonecraft in *A Vindication of the Rights of Woman*, dass die in der Französischen Revolution erkämpften Menschenrechte auch für Frauen gelten sollten. Zu dieser Zeit gelten aber solche Forderungen als gefährlich und zu radikal und als eine Bedrohung der öffentlichen Sicherheit. In Frankreich werden alle Frauenversammlungen verboten und gegen das Buch von Wollstonecraft wird stark polemisiert. (Wiggershaus 1979, 9, 10.)

In Deutschland setzt sich als erste Louise Otto-Peters Ende der 1840er Jahre für Gleichheit von Frauen und Männern ein (Wiggershaus 1979, 10). Sie gilt auch als Gründerin des *Allgemeinen Deutschen Frauenvereins*, der 1865 gegründet wird (Nave-Herz 1997, 11, 15). Das Hauptziel des Vereins ist es, Bildungs- und Arbeitsmöglichkeiten für die Frauen zu schaffen. Neben den bürgerlichen Frauenvereinen werden auch Arbeiterinnenvereine gegründet. Im Gegensatz zur bürgerlichen Frauenbewegung, die für individuelle Freiheiten und Gleichberechtigung, d. h. letzten Endes für eine Integration in die männliche Gesellschaft kämpft, setzen sich die Arbeiterinnenvereine für ökonomische und soziale Verbesserungen ein. (Wiggershaus 1979, 11.) Die proletarische Frauenbewegung ist der Ansicht, dass die Befreiung der Frauen nur im Rahmen der Befreiung des Proletariats, d. h. durch Revolution, möglich sei. Dieser grundlegende Unterschied in den Zielsetzungen führt allmählich zur Trennung der bürgerlichen und der proletarischen Frauenbewegungen. (Wiggershaus 1979, 11; Nave-Herz 1997, 27.) Auch wenn sich nach der Wende eine Vereinigung der west- und ostdeutschen Frauenbewegungen vollzogen hat, ist die heutige deutsche Frauenbewegung durch Heterogenität charakterisiert. Laut Nave-Herz kann man trotzdem immer noch von einer Frauenbewegung sprechen, und obwohl „spektakuläre Aktionen“ seltener geworden seien, sei die Aktivität der Frauenbewegung sowohl im sozialen als auch im politischen Bereich auch heute von Wichtigkeit geblieben. (Nave-Herz 1997, 96, 100-102.) Die vorliegende Arbeit konzentriert sich jedoch hauptsächlich auf die Theoriebildung und die Fragestellungen des akademischen Feminismus.

Als akademische Disziplin etablierte sich die feministische Forschung in den 1960er Jahren sowohl in den USA als auch in Europa. Zu dieser Zeit beginnt auch eine Phase, die in der Literatur als die zweite Welle des Feminismus bezeichnet wird. (Koskela & Rojola 1997, 141.) Laut Rantalaio (1988, 44) ist die akademische feministische Forschung aus den Bedürfnissen der Frauenbewegungen heraus entstanden. Heutzutage stünden diese Bereiche aber in einer wechselseitigen Beziehung zueinander; die Forschung versucht Probleme zu lösen, die aus der Praxis gekommen sind und stellt auf diese Weise den Frauenbewegungen neue Kenntnisse und Sichtweisen zur Verfügung. (Rantalaio, 1988, 44.) Diane Elam (1994, 2) will ihrerseits keine scharfe Trennung zwischen dem akademischen und praktischen Feminismus machen, weil ihrer Ansicht nach „in contemporary western society, being a woman is just as much a philosophical as it is as practical problem“. Diese Sichtweise gilt auch für die vorliegende Arbeit.

2.2 Die Wegbereiterinnen der feministischen Forschung

Die heutige feministische Forschung bildet ein sehr umfangreiches und teilweise auch kontroverses Feld. Die meisten Theorien und Ansichten gehen aber in der einen oder anderen Form vor allem auf zwei Personen, nämlich auf Virginia Woolf und Simone de Beauvoir zurück. Man kann sagen, dass diese zwei Frauen den Grundstein zur zweiten Welle des Feminismus gelegt haben. Sie waren beide Schriftstellerinnen und dadurch war ihr Einfluss insbesondere auf die frühe feministische Literaturforschung von entscheidender Bedeutung. (Koskela & Rojola 1997, 141.)

In ihrem 1929 geschriebenen Werk *A Room of One's Own* untersucht Woolf die Bedingungen, unter denen es für eine Frau möglich wäre, als Schriftstellerin tätig zu sein und kommt zu dem Schluss, dass eine Frau dafür „ein eigenes Zimmer und Geld braucht“ (Woolf 1994, 12). Sie richtet auch ihre Aufmerksamkeit auf die patriarchalische Bestimmung von Weiblichkeit und die sozial konstruierte Rolle der Frau (Lindhoff 2003, 29) und bemerkt:

[...] all the great women in fiction were, until Jane Austen's day, not only seen by the other sex, but seen only in relation to the other sex. And how small a part of woman's life is that; and how

little can a man know even of that when he observes it through the black or rosy spectacles which sex puts upon his nose. (Woolf 1994, 89, 90.)

Von diesen Erkenntnissen ausgehend macht sie einen ersten Versuch, die weibliche literarische Tradition zu rekonstruieren (Lindhoff 2003, 29). In ihren Werken problematisiert Woolf auch die traditionellen Wirklichkeits- und Subjektvorstellungen, die erst in der poststrukturalistisch orientierten feministischen Theoriebildung wieder ein Thema wird (siehe Moi 1985, 9,10; vgl. auch Lindhoff 2003, 29, 30). Später setzen Feministinnen ihre Arbeit fort, indem sie Frauen sowohl als Schriftstellerinnen als auch als soziale und epistemische Subjekte² untersuchen (Koli 1996, 52).

Mindestens von gleich großer Bedeutung für den heutigen Feminismus ist Simone de Beauvoirs 1949 erschienenes Werk *Le Deuxième Sexe*. Mit ihrem Hauptargument „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es“ (de Beauvoir 1951, 265) verweist sie auf die soziale Konstruiertheit des Frauseins und unternimmt damit auch die Trennung des **sozialen Geschlechts** vom **biologischen**. In ihrem Werk macht sie den Versuch einer empirisch-historischen Bestandsaufnahme der Situation der Frau und ihrer philosophischen Begründung. Dabei hat sie Begriffe entwickelt, mit denen auch der heutige Feminismus weitgehend noch operiert. (Lindhoff 2003, 1.)

De Beauvoir geht von dem Gedanken aus, dass es eine grundlegende Eigenschaft der Menschen ist, die Welt durch binäre, hierarchische Oppositionen wahrzunehmen und zu ordnen (Lindhoff 2003, 2). Dies gilt auch für die Opposition Mann/Frau. Mit den Begriffen des **Einen** bzw. **Anderen** verweist de Beauvoir darauf, dass die Frau im Verhältnis zum Mann definiert wird. Der Mann ist das Subjekt, das seine Hoffnungen und Ängste auf das Andere, auf die Frau, projiziert. Die Frau existiert dadurch nur als Negation des Mannes; sie repräsentiert all das, was der Mann nicht ist und wird durch ihn zu einem ansichseienden, absoluten Objekt. (de Beauvoir 1951, 154, 155.) Das ‚Anderssein‘ der Frauen ist eng mit dem **Mythos des Weiblichen** verbunden, und dies wiederum damit, dass die Frauen in Mythen eingefangen und damit aus dem sozialen Leben ausgeschlossen werden, womit ihnen auch der Subjektstatus verweigert wird. De

² Hier (und auch weiter in der vorliegenden Arbeit) bezieht sich der Begriff *Subjekt* auf das philosophische Subjekt, d. h. auf ein handelndes, denkendes, wahrnehmendes Wesen (Lempiäinen 2001, 21,22).

Beauvoir schreibt: „[...] sie mochte Erde, Mutter, Göttin sein, doch war sie mit dem Manne nicht gleichgestellt. Ihre Macht bekundete sich nur *jenseits* des menschlichen Bezirks; sie stand also *außerhalb*. (de Beauvoir 1951, 77 Hervorhebung von der Autorin.) Laut de Beauvoir ist „die Gesellschaft immer eine männliche Gesellschaft gewesen; die politische Macht hat immer in den Händen der Männer gelegen“ (de Beauvoir 1951, 77). So dienen die der Frau zugeschriebenen Eigenschaften, so de Beauvoir, zur Legitimation des Herrschaftsverhältnisses; Kindlichkeit, Unfähigkeit zur Selbstverantwortung und psychische und moralische Minderwertigkeit sind typische Charakterisierungen jeder unterdrückten Rasse, Kaste oder Klasse wie auch der Frauen. Mit der Zeit werden diese Eigenschaften verinnerlicht und für natürlich gehalten. (Lindhoff 2003, 4, 5.)

Auch wenn die Prämissen und Ansichten de Beauvoirs später stark kritisiert wurden (Saarinen 1992, 32), sind die von ihr vorgestellten Gedanken mit wechselnden Betonungen in den feministischen Diskussionen in den darauffolgenden Jahrzehnten immer wieder von neuem aufgenommen worden: die Frage nach Gleichheit oder Differenz, nach einer weiblichen Subjektivität³, nach der sozialen Konstruiertheit von Weiblichkeit und nach der Rolle der Diskurse in den sozialen Strukturen (Lindhoff 2003, 1, 2). Gerade die scharfe Kritik von de Beauvoirs Ansätzen sieht Saarinen als Voraussetzung für eine weiterführende, von neuen Ausgangspunkten ausgehende feministische Theoriebildung (Saarinen 1992, 32). (Siehe Kapitel 4.1 und 4.2)

Später sind feministische Wissenschaftlerinnen zu denselben Erkenntnissen gelangt wie de Beauvoir in ihren Schlussfolgerungen. Kritische Studien über von Männern verfasste filosofisch-geschichtliche Texte haben gezeigt, dass das universale, übergeschichtliche, abstrakte Subjekt der Wissenschaft letzten Endes auf ein Bild vom westlichen, weißen, heterosexuellen Mann aus dem Mittelstand zurückzuführen ist. Die Frau ist in diesem Geschichtsbild gar nicht vorhanden. (Koivunen & Liljeström 1996, 10-11; Matero 1996, 246.) Diese Vorstellung von einem universalen, rationalen Subjekt ist auf René Descartes zurückzuführen und auch nach ihm benannt worden. In dieser sog. kartesischen Subjektvorstellung werden zum einen das Sein und das Wissen/Denken

³ Unter Subjektivität versteht man all die möglichen Weisen, ein Subjekt zu sein (Kosonen 1996, 201).

gleichgesetzt, und zum anderen der Geist vom Körper getrennt. Die Gleichsetzung des Seins und Wissens beruht auf der berühmten Folgerung Descartes: „Ich denke, also bin ich“. Das andere, die Trennung des Geistes vom Körper und damit die Ausgrenzung von allem anderen mit dem Körper assozierbaren, wie etwa von der Natur, dem Materiellen und der mit diesen konnotierten Frau musste erfolgen, damit nur die ‚reine Vernunft‘ bleibt. In dieser Vorstellung erscheint also die Frau als Ausgegrenztes, als ein nicht-wissendes/denkendes Nicht-Subjekt. (Siehe z. B. Braidotti 1991, 52, 53; Irigaray 1985, 181; Palin 1996, 226.) Folglich, wie die feministische Geschichtsforschung gezeigt hat, sind die realen Frauen und ihre Leben für die Geschichtsschreibung uninteressant erschienen; die westliche Geschichte ist eine Geschichte der großen Männer und ihrer Taten (Matero 1996, 246-247).

Zusammenfassend lassen sich diese Erkenntnisse als Paradox des Frauseins beschreiben: die Frau ist in den westlichen Wissenschaften und der Kunst stark als Objekt der Darstellung und des Wissens präsent gewesen, als Subjekt ist sie aber als unsichtbar, untauglich und zweifelhaft betrachtet worden (Koivunen & Liljeström 1996, 10). Um die herrschenden Verhältnisse zu ändern, bemühen sich die Feministinnen auf der einen Seite darum, das klassische, rationale, vom Körper getrennte Subjekt abzubauen (Kosonen 1996, 181-182), auf der anderen versuchen sie neue Modelle für die weibliche Subjektivität zu entwerfen (Saarinen 1988, 10) und an die Stelle der objektiven, rationalen, ahistorialen Wissensvorstellung dynamischere Epistemologien zu entwickeln, die betonen, dass das Wissen immer zwangsweise subjektiv und an Orte gebunden ist (Fraser & Nicholson 1990, 26).

2.3 Zur gegenwärtigen feministischen Theoriebildung

Die feministische Theoriebildung wird oft in zwei Ansätze geteilt: in die angloamerikanische und in die französische Richtung. Diese Einteilung findet sich implizit oder explizit in allen Werken über den Feminismus. Diese Einteilung beruht auf einem Paradigmenwechsel, der sich in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts vollzog; einem Wechsel von angloamerikanischen zu französischen und von soziohistorischen zu poststrukturalistischen Theoriemodellen (Lindhoff 2003, Einleitung VII). Die heutige feministische Theoriebildung nutzt in erheblichen Maßen dieselben Gedanken und

Ausgangspunkte wie der Poststrukturalismus und die postmoderne Theoriebildung. Außer dass die bekanntesten poststrukturalistisch orientierten Feministinnen aus Frankreich kommen, sind auch die oben genannten philosophischen Richtungen von französischem Ursprung. Deswegen kann man die gegenwärtige feministische Theoriebildung durchaus als französisch bezeichnen. Diese Einteilung ist aber auch, und zu Recht, als vereinfachend und ausschließend kritisiert worden. Man hat angemerkt, dass sie zu verstehen gibt, es gäbe feministische Theoriebildung nur in den angloamerikanischen Ländern und in Frankreich und dass diese geographischen Gebiete zwei einheitliche Gruppen darstellen würden. (Rojola 1996, 168.) Damit diese Einteilung sinnvoll wird, muss man sie als eine Gliederung in zwei Denkrichtungen verstehen und nicht als streng geographische Einteilung und zudem im Auge behalten, dass es sich dabei nur um einen jeweiligen ‚mainstream‘- Feminismus handelt, der durchaus einen großen Einfluss auf die Feminismen in den anderen Ländern ausgeübt hat und immer noch ausübt, keinesfalls aber die einzige Denkrichtung darstellt.

Die Entwicklung der feministischen Theoriebildung wird oft chronologisch dargestellt. So auch in dieser Arbeit in Kapitel 4. Wie Anttonen (1997, 23) feststellt, bedeutet dieses aber nicht, dass die Entwicklung als ein linearer und kumulativer Prozess verstanden werden sollte, in dem die neuen Theoriemodelle die alten ablösen, sondern vielmehr als ein Differenzierungsprozess, in dem neue Diskurse aus der Kritik am alten, dominierenden Metadiskurs entstehen. Dabei sterben aber die kritisierten Diskurse keinesfalls aus, sondern leben weiterhin an der Seite der neuen weiter. Dieses Auf- und Abbauprojekt des feministischen Denkens kann als ein Spannungsfeld bezeichnet werden, auf dem verschiedene Betonungen und Gesichtspunkte in dialogischer, dynamischer Beziehung zueinander stehen (Koivunen und Liljeström 1996, 14).

Die gegenwärtige feministische Theoriebildung hat mehrere Berührungspunkte mit der postmodernen und poststrukturalistischen Theoriebildung. Die Entfaltung der feministischen Theoriebildung sowie die Theorien selbst sollten, so de Lauretis (1986, 14, 26), auf Flexibilität, Veränderbarkeit und auf einer selbstkritischen Einstellung beruhen. Heutzutage strebt die feministische Theoriebildung kein kausales Erklärungsmuster über die Stellung der Frauen an und versucht keine neue totalisierende

„Megatheorie“⁴ an die Stelle der alten zu konstruieren (Matero 1996, 262.) Wie de Lauretis (1986, 14) schreibt, gibt es keine Allzweck-Theorie und es soll auch keine geben.

In der gegenwärtigen feministischen Theoriebildung werden auch die klassischen Konzepte vom objektiven Wissen und der absoluten Wahrheit (Fraser & Nicholson 1990, 26), vom universalen, einheitlichen Subjekt (Kosonen 1996, 188) und der Rationalität (Matero 1996, 260) in Frage gestellt. Statt dessen betont wird die Rolle der Diskurse, die sprachliche Konstruiertheit der Welt betont (Koivunen 1996, 51-52; Anttonen 1997, 50.) Das Ziel der Forschung ist nicht zu erklären, wie die Dinge in der Wirklichkeit sind, sondern was für Bedeutungen ihnen zugesprochen werden (Anttonen 1997, 50). Dieses Verständnis gilt auch für den Begriff *Geschlecht*, das nach wie vor eine zentrale Rolle in der feministischen Theoriebildung spielt. Auch heute ist der gemeinsame Nenner für die verschiedenen feministischen Richtungen die Vorstellung vom Geschlecht als ein Prinzip, welches das soziale Leben strukturiert, ordnet und ihm Bedeutungen zuspricht (Ferguson 1993, 3). Die heutige Forschung interessiert sich vor allem dafür, wie das Geschlecht in unterschiedlichen Diskursen repräsentiert wird, wie es produziert wird. (Anttonen 1997, 50, 51.) (Näheres zum Verhältnis zwischen Poststrukturalismus, Postmoderne und Feminismus s. Kapitel 4.3)

Das grundlegende Paradoxon der feministischen Theoriebildung besteht darin, dass sie einerseits Kritik an der konventionellen Vorstellung von Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit übt, andererseits aber eine Stellung als offiziell anerkannte Disziplin anstrebt. Weiterhin betrifft dieser Zwiespalt zwischen Integration und Separation Feminismus nicht nur als akademische Disziplin, sondern das ganze feministische Denken, da eine mehr oder weniger kritische Position das Fundament des feministischen Denkens ist, dieselbe aber auch zur (Selbst-) Ausgrenzung führen kann (Koivunen & Liljeström 1996, 16, 17). Dieses Balancieren zwischen verschiedenen Positionen hat aber Perspektiven eröffnet und Denkmöglichkeiten geschaffen, die im Rahmen der konventionellen epistemologischen und ontologischen Vorstellungen nicht

⁴ Die Ablehnung der „Megatheorien“ oder auch „großer Erzählungen“ (grand narratives) bezieht sich auf die postmoderne Vorstellung davon, dass die Zeit solcher Theorien vorbei ist. Unter *grand narratives* versteht man in lyotardischem Sinne übergreifende, ahistoriale, normative Philosophien wie die Aufklärungsfilosofie oder den Marxismus. (Fraser & Nicholson 1990, 22, 27.)

möglich sind. Da die Frau in der klassischen Vorstellung vom Subjekt nicht vorhanden ist, haben die Feministinnen, wie oben ansatzweise schon dargestellt wurde, neue Arten von (philosophischen) Subjekten und vom Wissen entwerfen müssen. Dabei ist unter anderem gefragt worden: Wie wird das Wissen der Frauen und über die Frauen konstituiert? Gibt es so etwas wie weibliches Wissen? Eine andere zentrale Frage betrifft die Geschlechter, vor allem das weibliche. Immer aufs Neue wird die Frage gestellt: Was ist eigentlich *die Frau*? Was sollte unter den Begriffen *das Frausein* und *die Weiblichkeit* verstanden werden? (siehe z. B. Elam, 1994, 27.) Weil diese Begriffe auch in der vorliegenden Arbeit von grundlegender Bedeutung sind, wird im Folgenden auf diese Problematik eingegangen.

3 Die Frau, das Frausein, die Weiblichkeit und das Frauenbild

Im alltäglichen Gebrauch kommen die Begriffe *Frau*, *Frausein* und *Weiblichkeit* unproblematisch vor; jeder weiß, was beispielsweise eine Frau ist. Eine genauere Überlegung wirft aber bald eine Menge Fragen vor: Was macht eigentlich eine Frau zur Frau? In was für Verhältnis stehen das *Frausein*, die *Weiblichkeit* und die *Frau* zueinander? Wer oder was bestimmt eigentlich den Inhalt dieser drei Begriffe? Unter anderem haben die Feministinnen diese Fragen erörtert. Oft sind die Antworten von unterschiedlichem Charakter gewesen, über den Ausgangspunkt herrscht aber Einigkeit.

Die Frau wird in der heutigen westlichen Gesellschaft, wie auch schon seit Jahrtausenden, mit den Augen des Mannes gesehen und aus dem männlichen Blickwinkel definiert. Dabei ist der Mann das Subjekt, das Ich, und die Frau das ewige, unveränderliche Objekt, das Du. (Koivunen, H. 1996, 10.) Dadurch haben die Frauen, wie Koivunen (1996, 10) feststellt, es gelernt, sich selbst, ihre Identität, durch den männlichen Blickwinkel zu betrachten und vorrangig die Frage zu stellen: „Wie soll ich meine Identität dem Blick des Mannes darstellen?“ (Koivunen, H. 1996, 10).

Koivunen (1996, 44) unterscheidet im Frausein drei Niveaus: das Biologische, das Soziale und das Metaphysische, das die symbolische und metaforische Dimensionen betrifft. Sie bemerkt, wie auch de Beauvoir, dass diese drei oft miteinander vermischt

werden; gewisse den Frauen zugesprochene Eigenschaften, wie etwa sexuelle Passivität oder der Pflgetrieb, werden als biologisch angesehen. Mit diesem Argument werden gesellschaftliche, soziale Normen begründet. (Koivunen 1996, 44)

Das Definieren des Frauseins (und des Mannseins) ist also eine Frage, bei der es um die gesellschaftliche Macht geht (Lempiäinen 2001, 38) und darum ist es für die Feministinnen von politischer Wichtigkeit, die Kategorie *die Frau* selbst definieren zu können (Honkanen 1996, 139). Da aber der Feminismus weder synchronisch noch diakronisch gesehen eine einheitliche Bewegung (gewesen) ist, sind die Vorstellungen davon, was man unter den Begriffen *Frau* und *Frausein* verstehen sollte, zu unterschiedlichen Zeiten unterschiedlich gewesen. Auf diese Unterschiede wird in Kapitel 4 näher eingegangen. Im Folgenden werden heutige Definitionen von der *Frau*, dem *Frausein*, der *Weiblichkeit* und dem *Frauenbild* dargestellt.

Die heutigen Definitionen von der *Frau* bemühen sich einerseits darum, die dichotomische Gegenüberstellung Mann und Frau zu vermeiden (Rojola 1996, 170) und andererseits auf die Unterschiede zwischen den Frauen selber Rücksicht zu nehmen (Honkanen 1996, 151). Tuula Gordon definiert den Begriff *Frau* als eine Kategorie, in die man sich setzt oder gesetzt wird. Die *Frau* könne man aber nicht an ein einziges Zeichen binden. (Gordon 2001, 11.) Diese Vorstellung spiegelt auch die Ansicht von Judith Butler wieder. Laut Butler ist die Bedeutung des Begriffs *Geschlecht* immer von der jeweiligen Kultur und Politik abhängig. Sie sieht die Bezeichnung *Frau* nur als Teil der diskursiv konstruierten Identität, die neben dem Geschlecht durch viele andere Faktoren, wie etwa die Klassengehörigkeit, die ethnische Gruppe und den Wohnort, bestimmt wird. (Butler 1990, 3.)

Das *Frausein* definiert Gordon (2001, 12, 13) als einerseits biologische, andererseits soziale Kategorie. Der Begriff *Frausein* bestimmt laut ihr, welche von den Zügen und Handlungen, die mit der Kategorie *Frau* verknüpft werden, als richtig und welche als falsch angesehen werden. Eben hier sieht Monique Wittig den erpresserischen Charakter der Kategorie *Frau*. Wer als Frau angesehen wird, muss eine „echte“ Frau sein (Wittig 1992, 12), also die ‘richtige’ Art Frausein repräsentieren. Wie hier deutlich wird, gehen die gesellschaftlichen Vorstellungen vom Frausein keinesfalls immer mit dem ‚realen‘ Frausein einher, sondern Frauen müssen sich bemühen, den sozialen Normen gerecht zu

werden, und um als eine ‚richtige‘ Frau akzeptiert zu werden. Eine Frau, die dies verweigert, wird für unnatürlich gehalten (Moi 1990, 25).

Die *Weiblichkeit* wird oft an Eigenschaften wie Anmut, Bescheidenheit und Unterwürfigkeit sowie äußeren Merkmalen wie Rüschen, Schminke u. ä. assoziiert (Moi 1990, 26; Gordon 2001, 15). Die zur Weiblichkeit gehörenden Merkmale werden oft für angeboren gehalten und die Weiblichkeit mit dem Frausein verbunden oder absichtlich vermischt, um die untergeordnete Rolle der Frau zu begründen (Moi 1990, 25). Wie Toril Moi bemerkt, führt das Frausein aber keinesfalls die Weiblichkeit mit sich und darum ist es wichtig, diese zwei Begriffe voneinander getrennt zu halten. (Moi 1990, 25, 26.)

Heute sind die Feministinnen also eher der Ansicht, dass das Frausein mehr von sozialen und dadurch potentiell veränderbaren, als von biologischen Faktoren bestimmt wird. Aber auch diese Sichtweise ist nicht problemlos. Lena Lindhoff (2003, 18) fasst das Dilemma des Definierens folgendermaßen zusammen:

Postulieren Feministinnen ein essentielles⁵ Weibliches, das sie dem männlichen Subjekt entgegenstellen, so sind sie in Gefahr, die alten patriarchalischen Zuschreibungen der Frau als Natur zu wiederholen; versuchen sie, das Weibliche zu entmythisieren, so droht die verborgene Falle einer Reproduktion der patriarchalischen Ordnung der Dinge und die Übernahme der „männlichen“ Subjektivität. [Anführungszeichen von der Autorin]

Dies hat die Frage aufgeworfen, ob man nicht völlig auf die Kategorie *Frau* verzichten sollte. Andererseits aber ist vorgeschlagen worden, dass man auf Kategorien, wie etwa die *Frau*, nicht verzichten müsse, sondern es ginge vielmehr darum, dass man die Begriffe inhaltlich präzisieren und sie als relativ und an Orte gebunden sehen sollte. (Siehe z. B. Koivunen & Liljeström 1996, 26.)

⁵ Unter Essentialismus versteht man in der feministischen Forschung einen biologischen oder physischen Determinismus oder allgemeiner gesagt, eine Sichtweise, die der Subjektivität die Möglichkeit zur Änderung im Laufe der Geschichte abspricht. Eine essentialistische Sichtweise ermöglicht es, die mit Weiblichkeit verbundenen Eigenschaften wie Empfindlichkeit sowie Neigung zur Empathie und Pflege den Frauen zuzuschreiben. (Rantonen 2001, 43; Braidotti 1992, 77.)

Wie Julia Kristeva bemerkt hat, ist es wichtig, dass die Frauen sich als Frauen bezeichnen können, um politische Ziele zu erreichen (Kristeva 1981, 137).

Die *Frau*, das *Frausein* und die *Weiblichkeit* sind, wie sie hier definiert werden, sowohl fiktive Repräsentationen als auch wichtige soziale und kulturelle Kategorien. Sie können nicht nur als Selbstverständlichkeit betrachtet oder in Frage gestellt, sondern auch strategisch benutzt werden. (Gordon 2001 11,16.) Aus diesem Grund ist es wichtig zu versuchen, diesen Begriffen neue Dimensionen zu geben (Rantonen 2001, 58). Durch die Erweiterung der Bedeutungsfelder dieser drei Begriffe würden sie einerseits weniger erpresserisch und einschränkend sein und andererseits könnten sie als politische Mittel dienen.

Oben wurde festgestellt, dass das Frausein zum großen Teil sozial konstruiert ist, d. h., dass das Frausein seinen Inhalt, die damit verbundenen Bewertungen und Assoziationen in der gesellschaftlichen Praxis, in verschiedenen *Diskursen* bekommt. Dieser Begriff ist insbesondere von Michel Foucault benutzt worden, und er bezieht sich in diesem Zusammenhang auf Denkweisen, Vorstellungen und Vermutungen, die verschiedene Institutionen, wie etwa Erziehung, Kirche und Gesetzgebung sowie Literatur und Filmproduktion, bewerten, verstärken und hierarchisieren. (Koivunen 1996, 51, 52.)

In der Literatur konkretisieren sich die verschiedenen Diskurse über das Frausein in den Frauenbildern (Koivunen 1996, 52). Wie ich das sehe, könnte man ein literarisches Werk als einen Knotenpunkt im Netzwerk der verschiedenen Diskurse betrachten; die Diskurse spiegeln sich in den Frauenbildern eines literarischen Werkes wider und das Werk beeinflusst die Diskurse durch die Frauenbilder in ihm. Dabei ist es genauer genommen der Inhalt der Frauenbilder, der aus dem Diskursen geschöpft wird. Darüber, wie der Inhalt in einem literarischen Werk präsentiert wird, also was für eine Form er bekommt, bestimmt der Autor. Der Autor könnte meiner Ansicht nach als eine Art Filter betrachtet werden, der die Diskurse bewusst und unbewusst modifiziert. Das in einem Werk produzierte Frausein ist also die Summe des Inhalts und der Form (und in entscheidender Maße der Interpretation des Lesers). Wie Koivunen (1996, 52) bemerkt, folgt aus diesem, dass man den Inhalt (d. h. das, was man sagt) nicht getrennt von der Form (das, wie man es sagt) untersuchen kann.

Auch die heutige Frauenbildforschung, betont nicht den Autor als autonomen Urheber des Werkes, sondern die Rolle des gesellschaftlichen, geschichtlichen und sozialen Kontexts, d. h. der verschiedenen Diskurse, die die Rahmenbedingungen für die Konstruktion der Frauenbilder ausmacht. Darüber hinaus hat die Betrachtung der Frauenbilder als diskursive Konstruktionen zur Folge, dass die Vorstellung von wahrheitsgemäßen, authentischen bzw. unauthentischen Frauenbildern überflüssig wird. (Koskela & Rojola 1997, 144.) Auf diese Problematik und die Forschung der Frauenbilder wird vertieft in den Kapiteln 5 und 6 in der vorliegenden Arbeit eingegangen.

4 Die *Frau* und das *Frausein* in den feministischen Diskursen

In diesem Kapitel werden verschiedene in den feministischen Diskussionen entstandene Aspekte des Frauseins dargestellt, die zumindest in gewissem Ausmaß Einfluss auf die heutigen Vorstellungen über das Frausein und dadurch auch auf die Konstruktion der Frauenbilder in dem zu analysierenden Roman ausüben. Das Ziel ist einerseits das sozial-gesellschaftliche Konstrukt des Frauseins zu beleuchten, andererseits Theoriemodelle und Begriffe vorzustellen, die es ermöglichen, die in der vorliegenden Arbeit zu analysierenden Frauenbilder und das Frausein vertieft zu interpretieren und ihre unterschiedlichen Seiten zu explizieren.

Auch wenn die feministischen Diskurse zu keinem Zeitpunkt ein einheitliches Gebiet dargestellt haben, hat man in der Entwicklung unterschiedliche Hauptphasen oder Metadiskurse, wie Anttonen (1997, 27) sie nennt, unterscheiden können. Der wichtigste den feministischen Diskurs gliedernde Faktor ist, so Rojola (1996, 159), das Verhältnis zum *Unterschied*; zum Unterschied zwischen Mann und Frau, zwischen Frauen und innerhalb einer einzelnen Frau. Wie es sich zeigen wird, bildet die Einstellung zum *Unterschied* auch den Rahmen für die feministische Diskussion über die weibliche Subjektivität (Kosonen 1996, 192).

In ihrem Artikel *Naisten aika* (1979/1993) teilt Julia Kristeva den Feminismus der zweiten Welle in drei Phasen. Ihre Einteilung beruht auf den unterschiedlichen

Unterschiedsvorstellungen, spiegelt aber gleichzeitig die jeweilige Vorstellung der weiblichen Subjektivität wider. Charakteristisch für die erste Phase ist laut ihr die Leugnung des Unterschieds zwischen Mann und Frau; die Frauen wollten wie Männer sein. In der zweiten Phase betonten die Feministinnen den qualitativen Unterschied (Kristeva 1979/1993, 169, 170); das Frausein bzw. Anderssein wurde als ein positives Reichtum empfunden (Rojola 1996, 164). Die dritte, (zukünftige) Phase wird nach Kristeva durch die Aufhebung der binären Einteilung Mann/Frau charakterisiert. Diese Einteilung gehört in dieser Phase in die Metaphysik (Kristeva 1979/1993), 182). Ob dies das Ziel des Feminismus sein sollte, ist im feministischen Kreis ausgiebig diskutiert worden. Wie bereits erwähnt, sind viele der Ansicht, dass man aus politischen Gründen auf die Kategorie *Frau* nicht verzichten sollte.

Die folgende Darstellung basiert auf der vorgestellten Dreiteilung. Meine Repräsentation strebt nicht danach, den Verlauf der Entwicklung der feministischen Theoriebildung vollständig darzustellen, sondern das Ziel ist, wie oben festgestellt, für die Analyse relevante Aspekte und Gesichtspunkte bereitzustellen. Dazu ist, trotz der chronologischen Einteilung, zu bemerken, dass die früheren Theorien und Ansichten teilweise noch an der Seite der neueren Vorstellungen weiterleben (Saarinen 1992, 21), d. h. dass es bei der Entwicklung eher um eine Differentiation geht als um einen linearen Verlauf, in dem das Alte dem Neuen weicht (Anttonen 1997, 25).

4.1 Leugnung des Unterschieds – die humanistische Phase

Der Unterschied zwischen Mann und Frau war für de Beauvoir ein hierarchischer Unterschied; laut ihr ist es die Frau, die sich vom Mann unterscheidet, wobei der Mann die Norm, die Frau die Abweichung davon darstellt. Die Frau wird als Nicht-Mann, als das Andere gesehen und damit die Unterdrückung der Frau gerechtfertigt. (Rojola 1996, 161.) Für de Beauvoir war dieser Unterschied, wie schon oben bemerkt, sozial produziert und nichts Essentielles. Mit dieser Begründung war es möglich und auch erforderlich, den Unterschied als gegenstandslos zu erklären. (Rojola 1996, 161-162.)

Dieser Ansicht waren auch die ersten Frauenrechtlerinnen (Wiggershaus 1979, 11) und die Feministinnen der 1960er Jahre (Evans 1995, 13; Rojola 1996, 162). Sie gingen

davon aus, dass der Mensch grundsätzlich von einer geschlechtsneutralen, universalen Natur ist, und dass die Geschlechterdifferenz erst in der sozialen Praxis produziert wird (Saarinen 1992, 27; Evans 1995, 13). Darum wird diese erste Phase des Feminismus auch als **humanistischer Feminismus** bezeichnet (s. z.B. Saarinen 1992, 27). Laut Päivi Kosonen (1996, 193) lässt sich die erste Phase mit dem Kampf um das Recht auf einen männlichen Subjektsstatus charakterisieren.

Aus dem 'männlichen' Blickwinkel wurden die traditionellen Unterschiede zwischen den Geschlechtern für natürlich gehalten und die feministische Bewegung wurde als gesellschaftlich und politisch gefährlich betrachtet, weil sie die ‚natürlichen‘ weiblichen Eigenschaften negierte. Man befürchtete, dass, wenn die Frauen ihre traditionellen Rollen verweigern, sie auch ihre Weiblichkeit verlieren und wie Männer werden würden. (Rojola 1996, 162.)

Evans (1995, 13) unterscheidet zwei unterschiedliche Richtungen in dieser ersten Phase: die **liberale** (liberal) und die **frühe radikale** (early radical) Richtung. Die liberalen Feministinnen verlangten, den Männern gleichgestellt zu werden. Sie kämpften um einen Platz in den existierenden gesellschaftlichen, hierarchischen Strukturen (Evans 1995, 13, 15). Die frühen radikalen Feministinnen hingegen sahen den Kern der Unterdrückung in der kapitalistischen, patriarchalischen Gesellschaftsstruktur und die Lösung in der Aufhebung „des Systems“ (Evans 1995, 14). Daraus entstand ein neuer Diskurs unter den Feministinnen: sie fingen an, die Frauen als eine unterdrückte Klasse zu bezeichnen und eine revolutionäre emanzipatorische Theorie zu entwickeln (Anttonen 1997, 28). Um die Stellung der Frau und die Unterdrückung der Frauen zu beschreiben und zu erklären, wurden verschiedene Theorien über die Funktion des Patriarchats entwickelt. (Anttonen 1997, 29).⁶

Um gleichberechtigt mit den Männern zu werden, erklärten also die Frauen die traditionell für weiblich gehaltenen Eigenschaften als sozial konstruiert und wollten sie ablehnen. Dabei blieb aber noch ein Merkmal, das die Frauen von den Männern unterscheiden ließ, nämlich der Körper. Einige Feministinnen, wie etwa Shulamith Firestone waren der Meinung, dass es der Körper, genauer genommen die biologische

⁶ Genaueres zur internationalen Befreiungsbewegung der Frauen der 70er Jahre siehe z. B. Mitchell, 1973.

Fortpflanzungsfähigkeit der Frauen sei, welche der Unterdrückung zugrunde liege (Firestone 1979, 73, 74). „Their oppression is seen to lie in their reproductive capacity and their consequent emotional bondage; their liberation will come through alternative methods of reproduction and an explosion of sexual feeling.“ Folgerichtig bedürfen die Frauen laut Firestone keiner Emanzipation (*emancipation*), sondern einer revolutionären Befreiung (*liberation*). (Firestone 1979, 1, Introduction: Rosalind Delmar.) Diese Denkweise kritisiert Lea Rojola (1996, 162) als verdächtig, da sie die Umwandlungspotential wieder einmal in den Frauen sehe und die männliche Welt unberührt lasse. Dem anderen Hauptfaktor der Unterdrückung, der emotionellen Gebundenheit, liege die Sozialisierung der Frauen zur „*Culture of romance*“ zugrunde, die die Frauen von den Männern abhängig mache und dadurch ihre Unterdrückung verstärke. Nach Firestone ist „[r]omanticism [...] a cultural tool of male power to keep women from knowing their condition⁷ [which is that] women are the only ‚love‘ objects in our society [... and] can be fulfilled sexually only by vicarious identification with the man who enjoys them.“ Als Hauptbestandteil der Romantik habe Erotik einen so beachtlichen Stellenwert erhalten, dass Virilität und sexuelle Leistungen mit sozialer Geltung bzw. sozialem Wert verwechselt würden. (Firestone 1979, 139–141.)

Die Leistungen der ersten Feministinnen sind, wie Kristeva (1979/1993, 169) feststellt, von enormer Bedeutung: berufliche und soziale Anerkennung, Abtreibung und Verhütung, um einige zu nennen. Bald fingen die Feministinnen an, das Augenmerk auf die Schwächen der Logik der Gleichheit zu richten; bei der Bestrebung, den Männern gleich zu werden, hätte man all das Wertvolle am Frausein und der Weiblichkeit ignoriert (Rojola 1996, 164,165). Patriarchatstheorien kritisierte man einerseits wegen ihrer Annahme, dass die weibliche Erfahrung und die Formen der männlichen Macht überall gleich wären, andererseits wegen der passiven Opferrolle, die diese Theorien den Frauen zuschrieben. Man bemerkte, dass trotz der herrschenden Verhältnisse die Frauen handelnde Subjekte in ihrer Welt gewesen sind. Das Interesse wurde von nun an auf die Erfahrungen der Frau gerichtet. (Anttonen 1997, 30–32; Rojola 163, 164.)

⁷ Genaueres über die Funktion der Romantik in der Unterdrückung der Frauen, siehe: Firestone, 1979. 139–147.

4.2 Hervorhebung des Unterschieds – die gynozentrische Phase

Die erste Phase der feministischen Forschung hatte den Mann als Norm verstanden und betrachtete die Geschlechter als grundsätzlich gleich. Den Frauen wurden Eigenschaften zugeschrieben, die ihre politische und soziale Unterdrückung ermöglichte. Dies führte aber dazu, dass das scheinbar geschlechtslose epistemologische Subjekt Dinge nur aus einem Blickwinkel betrachtete; es wurden nur Erscheinungen untersucht, die für die männliche Welt interessant und wertvoll erschienen. Dabei blieb der weibliche Bereich im Schatten (Matero 1996, 256). Auch die Analysen über die Unterdrückung der Frau hatten die Frau nur als passives Opfer betrachtet. Aus der Kritik des klassischen Wissenschaftsideals und aus dem Bedürfnis, zum Alltag der Frauen gehörende Erscheinungen zu untersuchen, entstand eine neue Forschungsrichtung, der **feministische Standpoint** (Matero 1996, 256)

Im Zentrum der Standpoint-Forschung steht die Frau; es wird von den Bedürfnissen der Frauen ausgegangen, die Erfahrungen der Frauen werden untersucht und die Forschung wird auf die Frauen ausgerichtet. (Matero 1996, 258, 259.) Daher wird die zweite Phase des Feminismus auch die **gynozentristische Phase** genannt (siehe u. a. Saarinen 1992, 27; Anttonen 1997, 33). Das Interesse richtete sich auf die weibliche Kultur; auf die Erfahrungen der Frauen als Mutter und Pflegerinnen, auf die weibliche Sexualität, auf das Lesbensein und auf die Geschichte der Frauen. Es entstand ein Diskurs, der das Anderssein der Frauen positiv bewertete. (Anttonen 1997, 33.) Statt eines quantitativen Unterschieds wurde der qualitative hervorgehoben und dieser als Reichtum empfunden (Eisenstein, zitiert in Rojola 1996, 164); die Frauen waren nicht mehr ‚weniger‘, sondern ganz anders als die Männer. Die Standpoint-Feministinnen waren der Ansicht, dass die Frauen, wegen ihrer marginalen Position in der Gesellschaft und durch ihre eigenen Erfahrungen einen anderen Zugang zum Wissen hätten als die Männer (Rojola 1996, 164). Dieses weibliche Wissen wurde von den Feministinnen als echter und richtiger betrachtet als das der Männer und dem weiblichen Wissen wurde auch ein höherer Wert beigemessen (Anttonen 1997, 49; Matero 1996, 258).

Die Mutterschaft bekam eine zentrale Position im Frausein. Die gynozentrisch orientierten Feministinnen betrachteten die Möglichkeit der Frauen zu gebären keinesfalls mehr als die Ursache der Unterdrückung. Im Gegenteil sahen viele von ihnen

gerade darin den Kern des Frauseins (Anttonen 1997, 34). Dabei unterschieden sie aber zwischen einer wirklichen und einer institutionellen Mutterschaft. Die erste beschreibt Adrienne Rich (1977, 13) als „the *potential relationship* of any woman to her powers of reproduction and to children” die letztere als „*institution*, which aims at ensuring that that potential – and all women – shall remain under male control.” [Hervorhebung von Autorin] Die Mutterschaft als Institution, hat, laut ihr „ghettoized and degraded female potentialities” (Rich 1977, 13).

Nancy Chodorow äußert sich gegen die mit der Mutterschaft verbundenen Forderungen und Erwartungen und schreibt, dass, auch wenn die Frauen Säuglinge besser pflegen könnten als die Männer, sei aus diesem nicht abzuleiten, dass die Kompetenz, ältere Kinder zu pflegen, biologisch bedingt wäre. Auch sei bewiesen worden, dass andere als die biologischen Mütter, z. B. die Männer, genauso gut Kinder pflegen könnten. Dass die Frauen trotzdem die traditionelle Rolle wählen, liegt laut Chodorow an der Sozialisation, dem holistischen „*role training*”, in dem den Mädchen die Rolle des weiblichen Geschlechts beigebracht wird. Später, wenn sie gelernt haben, dass sie Mädchen sind, wollen sie auch „girl-like” sein. (Chodorow 1978, 29, 31.)

In der gynozentrischen Forschung wird also die Produktion von Wissen mit dem Geschlecht verknüpft, wobei sich *das Geschlecht* auf das soziale, kulturell und geschichtlich produzierte Geschlecht bezieht. Aus diesem Blickwinkel betrachtet, wird auch die Kategorie *Mann* als Geschlecht angesehen (Matero 1996, 257). Den Wandel beschreibt Saarinen (1992, 50) folgend: „[...] women became not only gendered creatures but also human beings, while men are relegated from their status as universal humans to gendered creatures.” So war es auch für Standpoint-Feministinnen von Wichtigkeit, das biologische und das soziale Geschlecht voneinander zu trennen. (Matero 1996, 257).

Laut gynozentristisch orientierten Feministinnen bekäme man erst durch eigene, geschlechtsspezifische Erfahrung Zugang zum ‚wirklichen Wissen‘, wobei die Frage nach Objektivität im traditionellen Sinn überflüssig, sogar unreal wird. Diese Art Vorstellung ist insofern problematisch, als sie das Sein und das Wissen gleichstellt: nur die Frauen könnten vom Frausein sprechen. Andererseits setzt sie auch voraus, dass es

eine ontologische Kategorie *Frau* gibt, die sich durch das „weibliche“ Wissen und die Erfahrungen als Frau konstituiert hat. (Matero 1996, 258.)

Die gynozentrische Forschung zielt darauf, den Frauen eine Stimme zu geben (Anttonen 1997, 43) und hat versucht, in unterschiedlichen Bereichen eine weibliche Geschichte zu rekonstruieren. Z. B. in der Literatur entdeckte man, dass der Mangel an von Frauen geschriebenen Texten nicht an ihrer geringen Anzahl, sondern an den Bewertungskriterien lag, die verursachten, dass diese Texte übersehen wurden. (Rojola 1996, 164.) Aus der Stärke des gynozentrischen Feminismus wurde aber bald seine Schwäche: um die Erlebniswelt „der Frau“ zu rekonstruieren, mussten die Unterschiede zwischen den Frauen übersehen werden. Bei der Hervorhebung des Geschlechtsunterschieds ist die gynozentrische Forschung unfähig, auf andere die Identität und Erfahrung konstituierende Faktoren, wie etwa Herkunft, Sexualität und Religion Rücksicht zu nehmen (Rojola 1996, 166; Matero 1996, 259). Unter anderem haben schwarze Feministinnen den „mainstream“ Feministinnen Rassismus vorgeworfen; diese hätten die „weiße“ Erfahrung als allgemein gültig erklärt oder schwarze Frauen ignoriert und als hilflose Opfer betrachtet (Evans 1995, 21). Dies ließ die westlichen Feministinnen bemerken, dass sie demselben Universalismus verfallen waren, den sie den Männern vorgeworfen hatten; die scheinbar allgemeingültige Kategorie *Frau* enthielt die weißen, westlichen, heterosexuellen Frauen, und schloss nicht-weiße, nicht-westliche, nicht-heterosexuelle Frauen aus (vgl. Evans 1995, 21, 22). Wie die Frau im Verhältnis zum Mann als das Andere angesehen wurde, wurden Frauen aus der sog. dritten Welt in den Theorien der westlichen Feministinnen der Status die Andere Frau zugesprochen. Sie wurden Trägerinnen des Fremden und Ausgeschlossenen, ein monolithisches Bild, gegen das die westlichen Feministinnen sich spiegelten, um dadurch ihre eigene Identität zu konstituieren. (vgl. Rojola et al. 2000, 301–305.) Um diesen Missstand zu beheben, hat die Postkolonialismusforscherin Gayatri C. Spivak festgestellt, dass „the immense heterogeneity of the field must be appreciated, and the First World feminist must learn to stop feeling privileged *as a woman* (Spivak 1988, 136). [Hervorhebung von der Autorin] Spivak betont auch, dass der akademische, westliche Feminismus lernen muss, von den Frauen der dritten Welt zu lernen (Rojola et al. 2000, 304).

In den Repräsentationen des gynozentrischen Feminismus scheinen die Machtbeziehungen als vereinfacht und die Unterdrückung der Frauen als ahistorical und global gesehen gleich. Die Fixierung auf eine gemeinsame Unterdrückung und auf die Befreiung aus dieser kann laut Rosi Braidotti dem heutigen Feminismus „eine katastrophale Falle stellen“:

[...] the possibility of setting up a counter-norm, in the shape of a strong, monolithic, phallic view of woman. In other words, the dialectical opposition of the sexes leads to the rejection of ‘difference’ as a revolutionary variant; it also tends to make woman or the feminist the new master, or patroness, or protector of the view of normativity. Reversing the existing balance, women could achieve subjectivity and her power would mark a new regime of truth. This would ultimately result in rationalizing women’s counter-knowledge, experience and discourses, but it would basically leave untouched the framework of power within which they operate. (Braidotti 1991, 130).

Die alte dikotomische, auf Gegensätzen beruhende Denkweise schien in eine Sackgasse geführt zu haben. Es bedurfte einer Revision der Ansatzpunkte und der Entwicklung neuer Theorien, die fähig waren, auf Unterschiede und Zwiespälte zwischen den Frauen selber Rücksicht zu nehmen (Matero 1996, 260). In den 1980er Jahren kam es zu einem Wechsel von soziohistorischen zu poststrukturalistischen Theoriemodellen (Lindhoff 2003, Einleitung VIII), also von einem humanistischen, die Essenz der Frau betonenden Modell zu einer Vorstellung von Frau als einem sprachlich in verschiedenen Diskursen konstruierten Subjekt (Kosonen 1996, 184).

4.3 Vielfalt der Unterschiede – die postmoderne Phase

Die alten ontologischen und epistemologischen Konzepte erwiesen sich mit der Zeit als unzulänglich. Weder das Frausein noch die Machtverhältnisse noch das Wissen waren mit den alten Erklärungsmustern auf eine befriedigende Weise zu beschreiben. Lena Lindhoff (2003, Einleitung VIII) beschreibt die Situation folgend:

Nach der Befreiungseuphorie der siebziger Jahre hatte sich gezeigt, daß mit dem Zauberwort Emanzipation die Probleme der Frauen keineswegs gelöst waren. Die

Unterdrückung des Weiblichen ging tiefer als zunächst schien: bis in die eigene Sprache, die eigene Sexualität, das eigene Selbst.

Die sog. postmodernen, vor allem poststrukturalistischen Theoretiker haben Theorien entwickelt, die auch für die feministische Theoriebildung anwendbar zu sein scheinen. Auch wenn die Ausgangspunkte und Ziele der postmodernen Theoriemodelle in einer gewissen Hinsicht anders, teilweise der feministischen sogar zuwiderlaufend sind, haben die Feministinnen die postmodernen Ideen dermaßen übernommen, dass die gegenwärtige feministische Theoriebildung als **postmoderner Feminismus** zu bezeichnen ist (siehe z.B. Saarinen 1992, 48; Brown 1992, 243; Matero 1996, 259). Auf die Problematik zwischen den ‚eigentlichen‘ postmodernen und den feministischen Ansätzen wird in Kapitel 4.3.2 eingegangen.

Der Begriff *Postmoderne* verweist auf die Zeit nach der Moderne (Koskela & Rojola 1997, 65). Der Terminus ist sehr weit und unstabil und wird in unterschiedlichen Zusammenhängen von der Literatur bis zur Architektur und Philosophie verwendet (Waugh 1992, 345; Koskela & Rojola 1997, 65). Im philosophischen Sinn, initiiert von Jürgen Habermas, bezieht sich die Postmoderne auf eine Zeit, in der der für die Moderne typische Glaube an Rationalität, an (eine) Wahrheit und an ein kohärentes Subjekt ins Wanken gerät (Koskela & Rojola 1997, 66–69; Brown 1992, 242, 243). In Anlehnung an Lyotard (siehe z. B. Fraser & Nicholson 1990, 22) kritisieren die postmodernen Theoretikerinnen totalisierende Theorien und betonen die Ortsverbundenheit des Wissens (Fraser & Nicholson 1990, 26; Brown 1992, 343; Cameron 1999, 212). Zudem wird das Subjekt nicht mehr als autonomer Ursprung seines Denkens betrachtet, sondern als „bloßes Produkt sprachlicher Strukturen und kollektiver Diskurse“ (Lindhoff 2003, Einleitung VIII). Diese Infragestellung des Subjekts und der Rationalität hat man als Krise der westlichen Philosophie oder des westlichen Subjekts bezeichnet (Braidotti 1991, 1; Kosonen 1996, 179).

Poststrukturalismus ist eine hauptsächlich aus der Kritik am Strukturalismus entstandene (sprach)philosophische Schule. Die Poststrukturalisten übernahmen Saussures Auffassung, dass die Bedeutung erst durch Unterschiede erzeugt wird. Laut den Poststrukturalisten bilden aber Zeichen und Bedeutungen keine feste Einheiten, sondern sie schließen sich nur flüchtig zusammen. Es gibt kein Zeichen, in dem die Bedeutung

völlig präsent wäre, sondern ein Zeichen kann nur mit Hilfe anderer Zeichen definiert werden und so führt ein Zeichen immer zum anderen. Dieser endlose Signifikationsprozess wird oft mit einem Wörterbuch verglichen, da ein Signifikant auf viele Signifikate verweist, die dann Signifikante werden, deren Bedeutung man wieder nachschlagen muss und so weiter und so fort. (Sarup 1993, 33, 34; Koskela & Rojola 1997, 73–75.) Charakteristisch für sowohl die Postmoderne als auch für den Poststrukturalismus ist das Betonen von Unterschieden, Heterogenität, Vieldeutigkeit der Bedeutungen und dem Fehlen jeder Art von Zentren (Koskela & Rojola 1997, 75).

Insbesondere Theoretiker wie Lacan, Derrida und Foucault haben zu der postmodernen, und vor allem zur poststrukturalistischen Theoriebildung beigetragen, indem sie neue Grundlagen entworfen haben, in deren Rahmen es möglich ist, Konzepte wie etwa Subjektivität, Sexualität, Wissen und Macht von einem neuen Standpunkt aus zu betrachten. Im Folgenden werden einige der zentralsten Ansätze aus einem feministischen Blickwinkel vorgestellt.

4.3.1 Der psychoanalytische Ansatz zur Subjektwerdung

Die Freudsche Theorie über die psycho-sexuale Entwicklung eines Individuums hatte das Unbewusste zu einem zentralen Teil des Menschens erklärt (Lindhoff 2003, 57) und somit die klassische Vorstellung von einem einheitlichen, rationalen Subjekt in Frage gestellt (Kosonen 1996, 181, 182; Lindhoff 2003, 57; Grosz 1990, 31). Später entwickelte Jacques Lacan die Theorie Freuds weiter, indem er die (post-) strukturalistische Vorstellung von Sprache und Welt anwandte. Die Sprache bekam eine zentrale Rolle in seiner Theorie und somit auch in der Entwicklung des Kindes. (Lindhoff 2003, 68; Koskela & Rojola 1997, 94.)

Die erste Phase der Entwicklung, die präödpale, die Lacan **das Imaginäre** nennt, ist durch eine Spiegelbeziehung zur Mutter charakterisiert. Das Kind kann nicht zwischen sich selbst und der Mutter unterscheiden und erkennt sich nur in der Mutter, die als Spiegel fungiert. Aus diesem folgt, dass sich das „Ich“ des Kindes nicht in ihm selbst, sondern immer außerhalb von ihm befindet. Diese duale Beziehung zerbricht erst, wenn eine dritte Instanz zwischen das Kind und die Mutter kommt. (Lindhoff 2003, 70, 71;

Moi 1985, 99, 100). Dieses dritte Instanz ist von zweifacher Natur; einerseits ist damit der reale Vater gemeint, andererseits der symbolische Vater, die **symbolische Ordnung**, das „Gesetz des Vaters“ (Grosz 1990, 47, 67, 68; Lindhoff 2003, 75). Darunter versteht Lacan die patriarchalische gesellschaftliche Ordnung, welche die Kultur und das gesellschaftliche Leben beherrscht und somit die Rahmenbedingungen für die Entwicklung des Kindes gibt (Lindhoff 2003, 72; Moi 1990, 99). Vor allem manifestiert sich die symbolische Ordnung in der Sprache und zeigt sich für das Kind am konkretsten in den familiären Beziehungen und der Rolle der Familienmitglieder (Lindhoff 2003, 72, 75).

Wenn das Kind also beim Spracherwerb „ich bin“ sagen lernt und diesen Ausdruck von „du bist“ und „er ist“ unterscheiden kann, hat es die durch das Patriarchat strukturierte symbolische Ordnung betreten. Dabei muss es auf den Wunsch, eine imaginäre Einheit mit der Mutter zu bilden, verzichten und diesen Wunsch unterdrücken. Aus dieser Unterdrückung entsteht das Unbewusste. (Moi 1985, 99, 101) Die Möglichkeit des Subjekts, sich als „Ich“ zu bezeichnen, fungiert also als Zeichen eines Fehlens (wie sprachliche Zeichen im Allgemeinen); eines Fehlens der imaginären Einheit mit der Mutter. (Moi 1985, 99). Das „Ich“ „existiert“ nur als Spiegelbild, als unvollständige Repräsentationen, die entstehen, wenn sich das Subjekt gegen andere spiegelt (Sarup 1993, 13). Dabei handelt es sich um sprachliche, nicht visuelle Repräsentationen. Das so konstruierte „Ich“ ist sich selbst fremd, dezentriert und ein bloßer sprachlicher Effekt. Das wahre Ich dagegen liegt im Unbewussten und ist unerreichbar (Koskela & Rojola 1997, 94).

Das unterdrückte Imaginäre wirkt aber weiter und die aggressive Spiegelstruktur prägt alle dualen (Liebes-) Beziehungen des Subjekts (Lindhoff 2003, 71; Grosz 1990, 47); es ist von dem Wunsch beherrscht, sich in anderem wiederzufinden (Grosz 1990, 47). In diesen Beziehungen bleibt die Geschlechterordnung dieselbe wie im Imaginären. Wie Lindhoff bemerkt, gibt es in der Lacanschen Theorie „nur *ein* Subjekt, das männliche. Die Frau fungiert als selbst-loser Spiegel des Mannes“. [kursiv von der Autorin] (Lindhoff 2003, 71; vgl. auch Grosz 1990, 69, 71, 72.)

Die psychoanalytische Theorie wurde von den Feministinnen sowohl der ersten als auch der zweiten Phase abgelehnt. Die ersten wiesen sie als biologisch deterministisch zurück

und die zweiten hielten das Konzept vom Unbewussten für einen ideologischen Begriff. Sie glaubten an die Möglichkeit, die Identität bewusst ändern zu können. (Rojola 1996, 172, 173.) In der Mitte der 1970er Jahre änderte sich die Einstellung, einerseits durch die Entdeckung der Theorie Lacans, andererseits durch Juliet Mitchells Vorschlag, dass man die psychoanalytische Theorie nicht als Empfehlung für eine patriarchalische Gesellschaft lesen soll, sondern als Analyse darüber (Rojola 1996, 172, 173; Grosz 1990, 19; Mitchell 1974, Introduction). Mitchell war der Ansicht, dass die psychoanalytische Theorie zum Verständnis der Ursache der Unterdrückung der Frauen beitragen kann (Mitchell 1974, Introduction). Später haben die Feministinnen die Vorteile der psychoanalytischen Theorie vor allem darin gesehen, dass sie die Identität als sozial konstruiert, als 'Produkt der Verhältnisse' sieht, wobei man argumentieren kann, dass die Identität durch Veränderung der sozialen Umgebung, vor allem der Familienverhältnisse, mindestens in gewissen Maßen, zu ändern ist. Zum anderen betont die Theorie, wie schon bemerkt, den dezentrierten, unsteuerbaren Charakter des Subjekts und stellt damit die klassische Vorstellung vom Subjekt in Frage. (Cameron 1996, 197.)

Trotz der Vorteile kann man über die Tatsache nicht hinweg sehen, dass in der Theorie Lacans kein Platz für die Frau vorgesehen ist. Die Frau bleibt als die Andere, die außerhalb der Kultur und der Sprache steht (Cameron 1996, 204; Grosz 1990 71, 72). Aus der Kritik gegen die Lacansche Theorie sind feministische Variationen entstanden, in denen die Frau mit einbezogen wird. Die zwei bekanntesten Theorien sind diejenigen von Julia Kristeva und Hélène Cixous, deren Hauptzüge im Folgenden kurz vorgestellt werden.

Kristeva ersetzt den Lacanschen Begriff des **Imaginären** durch das **Semiotische** (Moi 1985, 161). Das Semiotische besteht aus vor allem analen und oralen Impulsen und Energien, die in Verbindung zu den primären Prozessen der präödipalen Phase stehen. Diese Energien sammeln sich in der *chora*⁸ (Grosz 1992, 195; Moi 1985, 161), das „a nonexpressive totality, formed by drives and their stases [...] and is analogous only to vocal or kinetic rhythm“. (Kristeva 1984, 25, 26) Nachdem das Kind das Symbolische betreten hat, das bei Kristeva für die normale, kommunikative Sprache steht (Lindhoff

⁸ Das ursprünglich griechische Wort *chora* bedeutet so etwas wie ‚geschlossener Raum‘ oder ‚Gebärmutter‘ und wird von Platon in seinem Dialog *Timaeus* (in einer abstrahierten Form) benutzt. Kristevas Begriff *chora* stammt zwar von Platon, sie hat ihn aber wieder neu definiert. (Siehe z. B. Moi 1985, 161.)

2003, 103), kommt das Semiotische als pulsierender Druck zum Vorschein. Es manifestiert sich als Widersprüche, unbedeutende Stellen, Unterbrechungen und Schweigsamkeiten in der Sprache. (Moi 1985, 162.)

Im gesellschaftlichen Leben setzen alle Signifikationsprozesse Interaktion dieser zwei Modalitäten, des Symbolischen und des Semiotischen, voraus; die Interaktion ist von essentiellen Bedeutung sowohl für Kommunikation und Textualität als auch für die Identität (Kristeva 1984, 24; siehe auch Grosz 1990, 150). Diese dynamische Beziehung beschreibt Kristeva: „Our discourse – all discourse – moves with and against the chora in the sense that it simultaneously depends upon and refuses it” (Kristeva 1984, 26). Das weiblich konnotierte Semiotische stellt die destruktive Dimension der Sprache dar, die das männlich konnotierte Symbolische bedroht und insofern subversives Potential in sich trägt (Grosz 1992, 195; Moi 1985, 162, 170; Cameron 1996, 210). Es ist aber zu bemerken, dass das Semiotische nur innerhalb des Symbolischen funktionieren kann, und somit die einzige Möglichkeit zu sprechen innerhalb der symbolischen Ordnung liegt (Moi 1985, 170; Lindhoff 2003, 108).

Die Theorie Kristevas gilt für beide Geschlechter, aber das Symbolische betrifft sie auf unterschiedliche Weise. Die Subjektposition, die ein Individuum bekommt, ist laut Kristeva nicht durch das biologische Geschlecht determiniert, sondern durch die Identifikation. Ein maskulines Subjekt zu werden setzt eine Identifikation mit dem Vater voraus, und ein feminines die Identifikation mit der Mutter. (Cameron 1996, 209; Moi 1985, 181.) Eine Identifikation mit der Mutter bedeutet aber, dass das Subjekt eine marginale Position im Symbolischen bekommt (Moi 1985, 165) und in einer stärkeren Verbindung mit der Mutterfigur des Prädipalischen verbleibt. So übt das Semiotische eine stärkere Wirkung auf die mit der Mutter identifizierten Subjekte aus (Cameron 1996, 209; Lindhoff, 2003, 109; Moi 1985, 165). Die Folge davon bedeutet für Lindhoff (2003, 109): „Ein Sprechen *als* Frau und *für* Frauen erscheint ihr [Kristeva] sinnlos.“ [kursiv von der Autorin] Es ist nämlich zu bemerken, dass das Semiotische bzw. das Weibliche keinen verfügbaren Raum dem Symbolischen gegenüber darstellt. Darüber hinaus steht der Begriff des Weiblichen bei Kristeva in keiner Verbindung zur reale Frau. Das Weibliche ist nur ein Ausdruck dafür, was das Symbolische bzw. die patriarchale Kultur ausgeschlossen hat. Toril Moi (1985, 166) stellt fest: „Femininity and

the semiotic do, however, have one thing in common: their marginality. As the feminine is defined as marginal under patriarchy, so the semiotic is marginal to language”.

Kristeva hat das Semiotische insbesondere in Texten der Avantgarde-Autoren untersucht, wobei sie der Meinung ist, dass das Semiotische bzw. Weibliche besser bei Autoren als Autorinnen zum Ausdruck kommt (Lindhoff 2003, 105, 108, 109; Lappalainen 1996, 99). Eine ‘Feminisierung’ des Denkens ist auch weiter typisch für die postmoderne Philosophie. Auch dabei steht *das Weibliche* aber in keiner Verbindung mit den realen Frauen. Diese Problematik und die Konsequenzen für die feministische Theoriebildung werden im Unterkapitel 4. 3. 3 behandelt.

Hélène Cixous stützt sich außer auf die Theorie von Lacan auf Derridas Theorie über die binären Oppositionen und den Signifikationsprozess (siehe Kapitel 4.3.3) sowie auf ihre eigene Beobachtungen. Über Derridas Theorie (Cixous 1975, 63–65; siehe auch Lindhoff 2003, 113) und eigene Erfahrungen (Cixous 1975, 70; siehe auch Morris 1997, 144) ist sie zu dem Schluss gekommen, dass die westliche Kultur auf einer Logik des Besitzens beruht. Dabei könne die Subjektwerdung nur einseitig erfolgen, durch Ausschluss und Eliminierung des Anderen. Diese Ökonomie des Besitzens und des Eigenen nennt Cixous *männliche Ökonomie* und ihr Ursprung sei die Kastrationsangst⁹ der Männer. (Lindhoff 2003, 114; Moi 1985, 1110–113; vgl. Cixous 1975, 80, 87.)

Dieser verheerenden Beziehung gegenüber schlägt sie eine andere Art von Beziehung vor, die auf wechselseitiger Anerkennung und Gleichberechtigung basieren könnte. Diese *weibliche Ökonomie* basiere auf einer „Ethik der Gabe“, einer liebenden Beziehung zum Anderen und auf unendlichem, verschwenderischem Geben. (Lindhoff 2003, 115; siehe auch Cixous 1975, 85–87, 90–92.) Als Ausweg aus der durch die männliche Ökonomie geprägten Gesellschaft und der marginalen Position im Symbolischen sieht Cixous ein feminines Schreiben, das auf der weiblichen Ökonomie basiert (Cixous 1975, 72, 93; siehe auch Morris 1997, 146). Diese als *écriture féminine* bekannt gewordene Schreibweise zielt darauf, den weiblichen Unterschied positiv zu bewerten und die feminine Subjektivität zu artikulieren. Die Texte sind mit

⁹ Cixous (1986, 87) bezeichnet den Mann als “someone who still has something to lose”, welches sich auf den Phallus als Symbol für die symbolische Ordnung und die maskuline Subjektposition in der Lacanschen Theorie bezieht (vgl. Cameron 200).

Subversion der Syntax und der Grammatik, mit Überfluss, Unterbrechungen, sich ständig variierende Genren, metaphorischer Sprache und Mythen zu charakterisieren. (Guild 1992, 75.)

Die Quelle der weiblichen Ökonomie so Cixous, sei die präödipale Verbindung mit der Mutter, die im Gegensatz zu Kristeva, bei Cixous positiv konnotiert ist. Die Mutter steht für unendliche Liebe, Großzügigkeit und Vielfalt (Cixous 1975, 93, 94; vgl. Lindhoff 2003, 116). Laut Cixous sei es für beide Geschlechter möglich, die präödipale Triebenergie zu verwenden, um feminine Texte zu produzieren (Cixous 1975, 98). Allerdings sei der Bezug zur präödipalen Mutter bei Frauen stärker, da ihnen die männliche Subjektivität verweigert worden sei (Lindhoff 2003, 114, 115; vgl. Cixous 1975, 93, 64) und sie unter keiner Kastrationsangst leiden (Moi 1985, 113) und deswegen seien sie „zu einem dezentrierten Selbstbezug und damit zum Aushalten eines ‘lebendigen Anderen’“ eher fähig als die Männer (Lindhoff 2003, 115).

Hierbei wird die Grenze zwischen der weiblichen Ökonomie und den realen Frauen so dünn, dass viele Cixous Essentialismus vorgeworfen haben (Lindhoff 2003, 115). Auch Züge, die Cixous mit der Weiblichkeit assoziiert, wie etwa Emotionalität, Unordnung und Irrationalität sind kritisiert worden, da sie damit die alten patriarchalischen Vorstellungen von Frauen aufrechterhalte (Morris 1997, 151; Guild 1992, 76). Positiv äußert sich Pam Morris (1997, 152) über Cixous Versuch, das Feminine und das Frausein mit positiven Konnotationen aufzuladen und als Vielfalt (und nicht als Defizit) zu definieren.

Auch wenn man die Lacansche Theorie nicht als adäquate Entwicklungsbeschreibung betrachtet¹⁰ und sie angesichts der feministischen Theoriebildung Probleme aufwirft, bietet sie, wie auch die Theorien Kristevas und Cixous, Kriterien dafür, wie man gewisse Erscheinungen versprachlichen und beschreiben kann.

¹⁰ Unter anderem Deborah Cameron (1996, 201–204) hat auf zahlreiche Widersprüche der Lacanschen Theorie verwiesen und Päivi Lappalainen (1996, 90) definiert die psychoanalytische Theorie als *eine* Möglichkeit, die Entstehung des modernen Subjekts zu beschreiben. Laut Lappalainen ist die Theorie aber auch selbst ein Produkt der Moderne, eine kulturelle Repräsentation.

4.3.2 Dekonstruktion und die Frage um die politischen Ziele des Feminismus

Das Verfahren Dekonstruktion wurde vom Poststrukturalisten Jacques Derrida entwickelt (Lindhoff 2003, 90; Sarup 1993, 34). Er stellt die Grundprinzipien des westlichen Denksystems und die Vorstellung von endgültigen Bedeutungen in Frage. Der Ausgangspunkt seiner Theorie ist der Gedanke, dass das westliche Denken metaphysisch sei. Damit bezeichnet er ein Denksystem, das alles einem Grundprinzip zuordnet, ein Denksystem, das annimmt, es gäbe ein Zentrum, eine letzte Wahrheit, die als Fundament des Denkens fungiert. Solche Fundamente, letzte Prinzipien, hat das westliche Denken vor allem in Logos, Vernunft oder Gott gefunden. Wegen der zentralen Stellung des Logos bezeichnet Derrida das westliche Denken als Logozenismus. (Lindhoff 2003, 90; Sarup 1993, 37.) Das metaphysische Denken habe zur Festlegung von binären, hierarchisch geordneten Oppositionen geführt, bei denen jeweils einer der Begriffe als zentral und als ursprünglich (als das erste Prinzip) betrachtet wird und der andere als davon abgeleitet, als marginal (Lindhoff 2003, 91; Sarup 1993, 37). Typische binarische Oppositionen sind Geist und Natur, Ordnung und Chaos, Subjekt und Objekt, Selbst und Anderes sowie Mann und Frau (Lindhoff 2003, 91). Diese metaphysische Denkweise entspreche aber nicht der Realität (Lindhoff 2003, 91; Sarup 1993, 37). Die Poststrukturalisten betrachten die Sprache als ein „unendliches Spiel aufeinander verweisender Signifikanten“ (Lindhoff 2003, 92, 93), da die Bedeutungen nur durch Unterschiede zu anderen Signifikanten und Signifikaten erzeugt werden und niemals absolut „da“ sind (Vgl. Sarup 1993, 33, 44). Auch die letzten Prinzipien können nur innerhalb der Sprache existieren und unterliegen demselben endlosen Strukturationsprozess wie andere Bedeutungen auch. Auch in ihnen ist die Bedeutung niemals ganz präsent, sondern sie sind auch nur Produkte der Unterschiede. (Koskela & Rojola 1997, 77.) Die hierarchischen Oppositionen dienen laut Derrida zur Befestigung der metaphysischen, logozentrischen Ideologie und müssen dekonstruiert werden (Sarup 1993, 38).

Dekonstruktion als Lesepraxis bedeutet, dass man widersprüchliche Bedeutungen und grundlegende Oppositionen im Text sucht, um zu zeigen, dass die Kohärenz des Textes nur eine Illusion ist (Koskela & Rojola 1997, 77, 79), dass die Bedeutung des Textes über die beabsichtigten Grenzen hinausläuft (Braidotti 1991, 99). Es wird gezeigt, dass

die Existenz des übergeordneten Begriffs eigentlich von dem (ausgeschlossenen) untergeordneten Begriff abhängig ist (Sarup 1993, 51). Das Hervorheben des Ausgeschlossenen sei aber nicht genug, dadurch werde nur ein neues Zentrum gebildet. Auch das System, das die Bildung von hierarchischen Oppositionen ermöglicht, müsse abgebaut werden. (Koskela & Rojola 1997, 79.) Dazu dient die poststrukturalistische Auffassung vom Charakter der Sprache.

Poststrukturalisten lehnen also Konzepte von festen Zentren, Ursprüngen, fixen Identitäten und einem autonomen Subjekt ab (Sarup 1993, 53). Dabei erklärt Roland Barthes das Autor-Subjekt für tot und betont an dessen Stelle die Rolle des (impliziten) Lesers und den intertextualen Charakter der Texte (Barthes 1993, 109, 112; vgl. auch Sarup 1993, 53). Da die Philosophie auch eine textuale Konstruktion ist, unterliegt sie laut Derrida denselben sprachlichen Bedingungen wie die Literatur (Braidotti 1991, 99). Aufgrund dieser Einstellung haben die poststrukturalistischen Gesichtspunkte auch allgemein eine Wirkung auf die postmoderne Philosophie ausgeübt.

Die poststrukturalistische Einstellung hat auch den Feministinnen neue Mittel verschafft, gegen die kartesianische Subjektvorstellung und damit gegen die Konzepte von rationalem Wissen und objektiver Wahrheit, sowie gegen die vordefinierte Identität der Frau zu argumentieren (vgl. Matero 1996, 260, 261). Der „Tod des Subjekts“ wird eher als Anfang als ein Ende betrachtet. Rosi Braidotti (1991) schreibt:

[...] the so-called 'death' of the subject is less important than the funeral ceremony which marks it as a central theoretical *event*...The philosophy of the 'crisis' thus expressed is both critique and act of creation of new forms of thought. It calls into question the very foundations and premises of what we recognise as 'thinking'. [...] There are no more 'ideas which are just'. On this condition, perhaps it will at last be possible to have 'just ideas' and to use them. [kursiv von der Autorin] (Braidotti 1991, 2, 3, 132.)

Zum Begriff *Frau* schreibt Diane Elam (1994):

We do not yet know what women are. [...] And yet we do know what women have been and done. Women have been determined.[...] I do not want to dismiss the importance of this landslide of determinations, nor do I wish to close down the possibility that women are yet to be determined. [...] Each new attempt to determine women does not put an end

to feminist questioning but only makes us more aware of the infinite possibilities of women. (Elam 1994, 27,28.)

Mit der Dekonstruktion hat sich auch ein gewisses ‘Weiblichwerden’ der Philosophie vollzogen (vgl. Braidotti 1991, 98 ff; Lindhoff 2003, 94). Laut Derrida sei Feminismus überflüssig geworden, weil dekonstruktive Philosophen bereits selbst weiblich geworden seien. (Lindhoff 2003, 94). Mit diesem bezieht er sich auf die Dekonstruktion des (männlichen) Denkersubjekts. Das Mittel dieser Dekonstruktionsoperation sei die Frau, weil sie das Negationsbild des Subjekts darstelle; ein ichloses Nicht-Subjekt außerhalb der symbolischen Ordnung wie sie in der Theorie von Lacan erscheint. Diese symbolische Abwesenheit der Frau sei die Quelle der femininen Kraft, eine Gegenstrategie, die in der Lage sei, die symbolische Ordnung ins Wanken zu bringen (Lindhoff 2003, Einleitung IX; Braidotti, 1991, 101). Wie die Feststellung Lindhoffs aber zeigt, hat diese ‘Feminisierung’ den realen Frauen nichts zu bieten.

Die Wesen- und Subjektlosigkeit der Frau wird zum Vorbild für eine andere Praxis des Wissens erklärt, aber diese Erklärung erfolgt durch und für den Mann [...] Einmal mehr fungiert die Frau als Trägerin und Ressource eines Verdrängten, dessen Aktivierung zu einer Selbstkritik und Erneuerung des männlichen Subjekts dient, während der Frau der Subjektstatus versagt bleibt. (Lindhoff 2003, 96, Einleitung IX).

Später unternimmt Derrida eine Dekonstruktion beider Geschlechter und betrachtet den Feminismus als einen Unterstützer der fallo-logozentrischen Philosophie, der das alte System nur reproduziere (Braidotti 1991, 104, 105; Lindhoff 2003, 94).

Da die Frau so offensichtlich keinen Subjektstatus in den ‘männlichen’ Theorien gehabt hat, haben die Feministinnen die ‘Krise’ des Subjekts als nur das männliche Subjekt betreffend betrachtet. Wie Nancy K. Miller (1988, 106, 107) feststellt, haben die Frauen eine ganz andere Geschichte, eine Geschichte von Ausgeschlossenen und Dezentralisierten, und deswegen kann man nicht denken, dass die Krise des Subjekts für die Frau gelten würde. Es sei vielmehr notwendig, die Frage um eine weibliche Subjektivität weiter zu entwickeln. (Miller 1988, 106, 107.) Wie es sich gezeigt hat, tendieren sowohl die psychoanalytischen Theorien als auch die Dekonstruktion dazu, das Feminine zu metaphorisieren und von den realen Frauen zu trennen, wobei das mit

dem Femininen konnotierte den Frauen eher schädlich als nützlich erscheint. Dies und die neuen Vorstellungen von der Macht (siehe nächstes Kapitel) haben dazu geführt, dass die Feministinnen heutzutage den Körper als einen wesentlichen Teil der weiblichen Identität betrachten. Braidotti (1991, 219) beschreibt dies folgend:

In a new form of ‘corporeal materialism’, the body is seen as an inter-face, a threshold, a field of intersection of material and symbolic forces; it is a surface where multiple codes of power and knowledge are inscribed [...] The body is not an essence, and therefore not an anatomical destiny: it is one’s primary location in the world, one’s primary situation in reality.

Die Trennung des sozialen und biologischen Geschlechts erscheint also nicht mehr als zweckmäßig, sondern eine ‘Wiedervereinigung’ und Neudefinierung dieser beiden Bereiche ist erstrebenswert.

4.3.3 Die Macht als diskursive Praxis

Es war den Feministinnen bewusst geworden, dass die Unterdrückung und die Marginalisierung der Frauen nicht überall gleich und dass die untergeordnete Stellung der Frauen nicht auf einen einzigen Faktor zurückzuführen ist. Man fing an, den vielseitigen Charakter der Macht und die bedeutende Rolle der Sprache bei der Machtausübung zu betonen. Diese Aspekte bringt Michel Foucaults Theorie über die Macht zum Ausdruck. Für Foucault stellen die Machtbeziehungen keine zweipolige Linie dar, sondern vielmehr ein Netzwerk, das seine Fäden überallhin ausstreckt (Foucault 1980, 98). Die Macht ist sprachlich und äußert sich in Diskursen. (ebd., 93, 94). Die von verschiedenen Instanzen produzierten Diskurse können jeden Bereich von unserem Leben regeln; von der Kontrolle über unseren Körper, unser Verhalten und Aussehen, bis hin zur Identitätsbildung. Kurz gesagt: „the individual is an effect of power.” (ebd., 97, 98.) Darüber hinaus sind die ‚Mittel‘ der Macht, so Foucault, nicht nur Strafe und Bedrohung, die man traditionell mit Machtausübung verbindet, sondern „[...] we find a new mode of investment which presents itself no longer in form of control by repression but that of control by stimulation. [...] [power] produces effects at the level of desire – and also at the level of knowledge. (Foucault 1980, 57, 59.)

Die Feministinnen haben die Foucaultische Machtauffassung angewandt, um die Beziehung des Frauseins und der Macht zu untersuchen. Dabei wird davon ausgegangen, dass jeder Akt des Repräsentierens, im Grunde genommen jede Äußerung über das Frausein, mit Machtausübung verbunden ist, und so richtet sich das Interesse darauf, wie das Frausein in verschiedenen Diskursen definiert, metaphorisiert, beschrieben und bewertet wird. Die Diskurse werden in den Repräsentationen des Frauseins sichtbar: in Bildern, Texten und der sozialen Praxis. (Koivunen, A. 1996, 52.) Eine Instanz, die sich dafür ‚spezialisiert‘ hat, das Frausein zu produzieren, zu definieren und zu bewerten sind die Frauenmagazine. Sie plädieren oft für eine neue Art vom Frausein, das persönlichen Erfolg, Glück und Freiheit anzubieten scheint. Trotz des scheinbar emanzipatorischen Charakters dieser neuen Repräsentationen, ist der Blickwinkel, aus dem sie betrachtet werden, oft männlich und dabei scheint die Sexualität oft eine besondere Rolle zu spielen. Eben die Sexualität der Frauen ist ein Bereich des Frauseins, der traditionell von Männern kontrolliert worden ist. Laut Katherine A. McKinnon ist die weibliche Sexualität eine gesellschaftliche Konstruktion, die die männliche Macht geschaffen hat, um über die Frauen zu herrschen. Im Sozialisationsprozess lernen die Frauen, so McKinnon, ihre Sexualität aus dem männlichen Blickwinkel zu betrachten. (zitiert in Lappalainen 1996, 208.) Dies ist auch in den oben genannten Frauenmagazinen wie *Cosmopolitan* und *Glamour* zu beobachten, die wie Deborah Cameron (1996, 104) sie beschreibt, als „moderat feministisch“ gelten. Beispielsweise wird die neue Herbstmode in *Cosmopolitan* mit folgender Aufschrift präsentiert: „Wie ein Unschuldengel: mit romantischen Schnitten und pastelligen Farben ziehen Sie im Herbst alle Blicke auf sich. (September 2005) Und *Glamour* (November 2005) hat „[r]evealed! The Bodyshape Men find most attractive. Even *we* were amazed.“ [Hervorhebung vom Magazin]

Auch hinter den neueren Repräsentationen der Frau und den Vorstellungen davon, was das Frausein ist oder sein sollte, wirken uralte Mythen (Korte 1988, 106; Koivunen, H. 1996, 41). Die Darstellung des Frauseins hat traditionell einen zweiseitigen Charakter: einerseits ist die Frau ein Symbol für Fruchtbarkeit, Liebe und Nahrung, die oft als Muttergöttin schon in den frühesten Kulturen dargestellt wurde, andererseits ist sie mit Zerstörung, Chaos und Tod assoziiert worden, wie es etwa in der griechischen Mythologie zu sehen ist (Korte 1988, 72, 73, 103, 104). Die unterschiedlichen Seiten des

Mythenguts finden später ihren Ausdruck in zwei Archetypen: in der guten und der schrecklichen Mutter (Neumann 1963, 18, 21–23). In unserer westlicher Kultur haben sich diese durch Einwirkung von Juden- und Christentum in die Archetypen der Frau als Madonna und Hure konkretisiert. Diese Archetypen sind neu interpretiert worden und sie haben je nach Zeit und Situation neue Ausdrucksformen bekommen, aber sie spielen nach wie vor eine bedeutende Rolle bei den Vorstellungen vom Frausein und dadurch bei der Identitätsbildung der Frauen. (Koivunen, H. 1996, 40-42.)

Die Mystifizierung des Frauseins ist also keinesfalls eine Erscheinung der Vergangenheit, sondern sie spielt eine fundamentale Rolle auch in den heutigen Repräsentationen. Rosi Braidotti (1991, 133, 134) spricht von einer „Rückkehr der Metaphorisierung des Weiblichen“, die nicht nur in der philosophischen Theoriebildung, sondern auch im sozialen und politischen Bereich zu beobachten sei.

The impact of thirty years of feminist struggles has been such that, in effect, women as a revolutionary political movement have been co-opted and turned into objects of consumption in our society, just like many other cultural goods. New ‘images’ of women have emerged: ranging from the superliberated sexual athlete to the syndrome of the successful businesswoman, they have become part of the inflationary system of circulation of ideas. (Braidotti 1991, 133.)

Gesetzt gegen die traditionellen Vorstellungen vom Frausein scheinen die neuen Mythen oder *images* befreiend zu sein, denn sie stellen in vieler Hinsicht das Gegenteil von den traditionellen Frauenbildern dar; sie bieten ein aktives, soziales, selbständiges und glückliches Frausein an. Aber vom Blickwinkel der Subjektwerdung aus betrachtet, ist das grundlegende Problem mit diesen neuen Repräsentationen bzw. den neuen Subjektpositionen dasselbe wie mit den alten. Diane Elam (1994, 29) beschreibt dieses Problem folgenderweise:

The constraint of subjectivity, even when subjectivity seems to offer agency is clear, when we realize that women become subjects only when they conform to specified and calculable representations of themselves as subjects. [...] There is a similarity between being objectified and assuming a subject position already determined: subject positions are occupied by objects.

Warum wir fertige Subjektpositionen wählen, auch wenn diese unsere Freiheit beschränken und den Subjektstatus verweigern, hat Louis Althusser mit einer Theorie über die Funktion der Ideologie erklärt. Unter Ideologie versteht er Einstellungen, Wertvorstellungen und Sichtweisen, die in den Ritualen und der sozialen Praxis der Gesellschaft produziert und befestigt werden. (Althusser 1969, 100–137.) Diese Definition kommt dem Begriff *Diskurs* nahe, und eigentlich werden, wie Lahdelma anmerkt, die Begriffe *Ideologie* und *Diskurs* in der heutigen Literatur- und Kulturforschung gleichgesetzt (Lahdelma 17. 2. 2005). Bedeutende Instanzen, die Ideologien aufrechterhalten, sind unter anderem Religion, Bildung, Familie, Media und Kultur. Trotz ihrer eventuellen äußerlichen Zwiespälte, vertreten sie im Grunde genommen das Interesse der herrschenden Ideologie. (Althusser 1969, 100–102.) Die Ideologie habe von innen gesehen keine Außenseite, so dass sie natürlich und selbstverständlich wirke. Ein Mensch „finde“ seine eigene Subjektposition ohne zu bemerken, dass sie eigentlich schon von Vornherein für ihn bestimmt gewesen sei. (ebd., 130, 131.) Subjekte hätten das Gefühl eigenständig zu handeln und ihre eigene Entscheidungen zu treffen. Alles wirke so natürlich und selbstverständlich, dass es keinem einfallt, die bestehende Ordnung in Frage zu stellen. Wegen dieser Scheinnatürlichkeit seien die Machtbeziehungen unsichtbar. (ebd., 136, 137.)

Die Althusserische Theorie nimmt keine Rücksicht auf die Geschlechtsunterschiede. Michèle Barret hat die Theorie angewandt, um zu erklären, wie die Geschlechtsidentität konstruiert wird und was für eine Rolle die Ideologien beim Frauwerden und beim Frausein spielen. Dabei sei der entscheidende Faktor die sog. Familienideologie, die sowohl innerhalb als auch außerhalb der Familie in verschiedenen Institutionen produziert und aufrechterhalten werde. (Barret 1988, 205ff.)

Für Foucault sind „individuals [...] the vehicles of power, not its points of application. [...] [T]hey are always in the position of simultaneously undergoing and exercising this power.“ (Foucault 1980, 98.) Dies impliziert die Möglichkeit zum Widerstand und zur Änderung der Machtverhältnisse. Dagegen sind die Individuen in der Althusserischen Sichtweise grundsätzlich unfähig zur Änderung ihrer Lage, weil sie sich dieser gar nicht bewusst sind. Im realen Leben funktioniert eine Ideologie kaum so holistisch, wie die Althusserische Theorie es sieht. Althusser's Theorie kann aber gut erklären, warum wir uns anpassen und keinen Widerstand leisten, auch wenn wir es prinzipiell könnten.

4.3.4 Identitätskonstitution – zwischen Zwang und Freiheit

Auch wenn der Mensch zum Teil sich fremd ist, und wohl in erheblichen Maßen von seinem Unterbewusstsein beherrscht wird, ist er seiner Existenz bewusst und ist auch in der Lage, seine eigene Identität und Subjektivität bewusst zu konstituieren. Die Identität wird heutzutage oft als eine autoreflexive, narrative Konstruktion, als eine Erzählung, die eine Person über sich selbst erzählt, betrachtet. Dies „ongoing ‚story‘ about the self“ wird in Wechselwirkung mit der Umgebung geschaffen und ist sowohl von den sozialen als den kulturellen Bedingungen abhängig. (vgl. Giddens 1991, 54, 55.) Wie Heinonen (2003, 77) feststellt, sind die Menschen heute weitgehend dazu gezwungen, ihre Identität ständig zu bearbeiten, da die traditionellen, soziokulturellen Strukturen schwächer geworden sind. Man denke etwa an die Lyotardische Auffassung über den Tod der großen Erzählungen. Laut Heinonen ist die Identität ein individuelles Projekt geworden; jeder muss sich selbst ein sinn- und bedeutungsvolles Leben konstituieren mit Hilfe der Mittel und der Möglichkeiten, die jeweils zur Verfügung stehen (Heinonen 2003, 78). Was jeweils als bedeutungsvoll oder wünschenswert betrachtet wird, ist zeit- und kulturabhängig.

Die Vorstellung von einem guten Leben ist laut Gerhard Schulze heutzutage mit dem Begriff *Erlebnis* verbunden; ein gutes Leben sei dasselbe wie ein spannendes, interessantes und angenehmes Leben. Dabei sei ein Wechsel von der Betonung der Dinge zur Betonung der Person, also vom *haben* zum *sein* geschehen. Mit anderen Worten stelle das Haben nicht mehr das Ziel, sondern nur ein Mittel dar, das Gefühl des Genießens zu erreichen. Dies bezeichnet Schulze als „Rationalität des Erlebnisses“ „- that is, the attempt to optimise ‚outside‘ means in relation to ‚inner‘ ends‘. [...] [P]eople try to construct happiness through reflection on their psychophysical processes – they want to believe that these processes are pleasant.“ Da der Mensch aber unberechenbar ist und immer an seinen Gefühlen zweifeln kann, kann er sich trotz des Erreichten unglücklich oder enttäuscht fühlen, und so wird das Streben nach dem Glück ein unendlicher Prozess. (Schulze 1997, 46–50.)

Deborah Cameron (2000) hat ihre Aufmerksamkeit auf dieselbe Erscheinung gerichtet. Laut ihr sind das persönliche Leben und das Streben nach dem Glück Teile des Lebens geworden ist, die man, wie auch andere Bereiche, zielbewusst und kontinuierlich

bearbeiten muss. Sie vermutet, dies sei verbunden mit der Verbreitung der Unternehmungskultur auch in außerberufliche Bereiche des Lebens. Auch in diesen Bereichen herrsche die Logik der Business-Kultur und dementsprechend sollten da dieselben Methoden angewandt werden: „private life is not a refuge from the demands of enterprise culture but is increasingly subject to those same demands itself. It is seen [...] to require a particular set of ‘skills’”. (Cameron 2000, 9, 151.)

Auch das ‚persönliche Projekt‘ der Identitätskonstitution ist in hohem Maße von Ideologien geprägt und gesteuert. Die unzähligen Diskurse um uns herum bieten ständig Elemente zur Identitätskonstitution an und versuchen, uns sowohl durch ein Gefühl der Selbstverständlichkeit als auch durch Überredung und Verlockung zu überzeugen. Wie oben hervorgegangen ist, hat dieser Machtkampf um die Identitätsbildung seit einigen Jahrzehnten in zunehmendem Maß auch die Frauen und die Konstitution einer weiblichen Identität betroffen. Ansichten darüber, wie es trotz des starken äußerlichen Einflusses möglich ist, eine eigene Identität zu konstruieren und eine ‚echte‘ Subjektposition zu finden, sollen im Folgenden behandelt werden.

4.3.5 Gesichtspunkte zu einer strategischen Subjektivität

Der heutige Feminismus konzentriert sich stärker auf das Niveau des Individuums als der frühere und betont die Wichtigkeit verschiedener persönlicher Strategien. Die Vorstellung Foucaults von der Macht als einem Netzwerk verschiedener Diskurse enthält den Gedanken, dass die Macht sich ständig verändert und alle Parteien, auch die marginalen Gruppen, Macht haben (Matero 1996, 262). Wie Joan W. Scott feststellt, gibt es immer Konflikte zwischen unterschiedlichen diskursiven Systemen und innerlich sind die Diskurse auch zwiespältig und mehrdeutig. Aus diesem folgt, dass es zwischen den Diskursen Räume gibt, in denen es möglich ist, Widerstand zu leisten. Diskurse bringen keine linguistische Determination mit sich und können dem Subjekt die Fähigkeit zu handeln nicht verweigern. (Scott 1992, 34.) Mit anderen Worten wird weder die Identität der Subjekte von Außen festgelegt, noch die Möglichkeit verweigert, aktiv an den Diskursen teilzunehmen und sie zu ändern. Hierbei werden unter diskursiven Praktiken nicht nur sprachliche, sondern auch physische Aspekte der Kommunikation, wie etwa Gestik, Mimik, Kleidung u. ä. verstanden. Zum

Schlüsselbegriff wird dabei *die Strategie*: es geht darum, strategisch sowohl die diskursiven Positionen zu wählen als auch zu handeln und sich zu repräsentieren. Außer dem bewussten, strategischen Verhalten wird die Körperlichkeit (*embodiment*) und Geschlechtlichkeit (*sexual difference*) der Subjekte unterstrichen (vgl. Braidotti 1994, 3; siehe auch Kap. 4.3.2 oben), was die ursprüngliche Foucaultsche Theorie nicht berücksichtigt. Im Folgenden werden einige zentrale Aspekte dieser ‘strategischen Subjektivität’ vorgestellt.

Ein Ausgangspunkt ist, dass die Frauen ihr Geschlecht die ganze Zeit sowohl willentlich als auch unwillentlich, privat und öffentlich vertreten und repräsentieren (Rantonen 2001, 60). Dabei ist es nicht einerlei, wie man dies macht, weil es Wirkung darauf hat, wie sich die Umgebung zu einer Person einstellt und wie die Frau als Frau behandelt wird (Koivunen 1996, 24). In diesem Aspekt des performativen Frauseins steckt auch subversive Kraft, wie dies Judith Butler bemerkt hat. Sie betrachtet das Geschlecht bzw. die Geschlechtsidentität als etwas, was durch „subtle and politically enforced performativity“ erzeugt ist und dementsprechend als „an ‚act‘ [...] [which is] open to splittings, self-parody [and] self criticism [...]“. Durch übertriebene parodistische Wiederholung der Praktiken, die das als natürlich betrachtete Geschlecht bzw. Gender konstituieren, könne man „reengage and reconsolidate the very distinction between a privileged and naturalized gender configuration and one that appears as derived, phantasmatic, and mimetic [...]“. (Butler 1990, 146–147.) Von einem ähnlichen Standpunkt ausgehend schlägt Ronkainen (2001, 76, 77) vor, das Geschlecht könne sowohl als etwas Biologisches als auch als etwas Gelerntes betrachtet werden, es sei gleichzeitig eine Rolle, eine Identität und eine Performanz, etwas, was denjenigen Möglichkeiten bietet, die sich trauen, sie zu benützen.

In puncto Widerstandsleistung unterstreicht Gayatri Spivak statt eines unmittelbaren Widerstands Verhandlung, strategische Zusammenarbeit und das Eindringen in die Machtstrukturen. Dadurch sei es möglich, sie von innen heraus zu dekonstruieren und zum Wanken zu bringen. Direkter Widerstand sei leicht zunichte zu machen, Verhandlung und scheinbares Majoritätswerden seien dagegen fruchtbarer. (Rojola et al. 2000, 305.)

Rosi Braidotti hat eine Skizze oder „vision of a subject“, wie sie es selbst definiert (Braidotti 1994, 166), entworfen. Sie bezeichnet dieses neue Subjektmodell als „*nomadic subject*“, wobei sich der Begriff *nomadic* auf das kritische Bewusstsein bezieht, das sich verweigert, sozial vordefinierte Denk- und Handlungsmodelle zu übernehmen (Braidotti 1994, 5). Der Begriff *Subjekt* ist bei ihr verbunden mit „political subjectivity [w]ich is a conscious and willfull position“, während *Identität* auf eine Entität verweist, die in erster Linie mit unbewussten Prozessen in Verbindung steht (Braidotti 1994, 165). Ihr Subjektmodell enthält drei gleichzeitig existierende Stufen, die schwierig voneinander zu trennen sind (ebd., 158, 159). Braidottis Skizze sammelt die drei oben vorgestellten Phasen des Feminismus, betrachtet sie aber aus einem neuem Blickwinkel. Die erste Stufe ist durch den Unterschied zwischen Frauen und Männern charakterisiert; das nomadische Subjekt verweigert sowohl die Identifikation mit der männlichen Subjektivität als auch die poststrukturalistische körperlose, metaforische Weiblichkeit und betont dagegen die körperlich bedingten Erfahrungen der realen Frauen. (ebd., 159, 160.) Die zweite Stufe enthält die Unterschiede zwischen Frauen. Zum einen ist es wichtig, den entscheidenden Unterschied zwischen den realen Frauen und der „Institution Frau“, d. h. den Repräsentationen von der ‚Frau‘ wahrzunehmen. Zum zweiten sollen die Unterschiede zwischen den realen Frauen, wie etwa Klassen- oder ethnische Zugehörigkeit, Alter und sexuelle Neigung berücksichtigt werden. (ebd., 162, 163.) Die dritte Stufe umfasst die Unterschiede zwischen den einzelnen Frauen. Da soll auf den fragmentarischen Charakter der Identität, d. h. auf das Bewusste und Unbewusste und auf unterschiedliche, auch zwiespältige Erfahrungen und Erinnerungen Rücksicht genommen werden. (ebd., 165.) Um dieses vielseitige, kritische Bewusstsein zu erreichen, um also ein nomadisches Subjekt zu werden, muss man die Repräsentationen der ‚Frau‘ entlarven, durch mimetische Wiederholung aufbrauchen, zu Tode treiben. Mit den Worten Rosi Braidottis muss man „[...] work through the multiple layers of signifikation of Woman – phallic as it may be – [...] new is created by revisiting and burning up the old.“ (Braidotti 1994, 168, 169.)

Der Entwurf von Braidotti ist kritisiert worden, weil er den Akzent auf Unterschiede und individualistische Handlung legt und deswegen keine Kollektivität von Frauen ermögliche (siehe z.B. Lempiäinen 2000, 31; Kosonen 1996, 200). Innerhalb der postmodernen Gedankenschemata scheint es aber nicht nur politisch unnützlich, sondern auch theoretisch unmöglich, zu so etwas wie einem essentialistischen Charakter der Frau

zu greifen. Von dieser Sichtweise ausgehend schlägt Gayatri Spivak statt einer wahren Zusammengehörigkeit einen *strategischen Essentialismus* vor (Spivak 1987, 205). Laut Rantonen sei es möglich, durch eine strategische (vorläufige) Hervorhebung der „Schwesternschaft“ der Frauen sie als eine einheitliche Gruppe zu betrachten, um politische Ziele zu erreichen. Da diese Art ‚Essentialismus‘ aber nur von strategischem Charakter ist, sei eine Leugnung der Unterschiede nicht erforderlich. (Rantonen 2001, 46, 50.)

5 Die *Frau* in der feministischen Literaturforschung

In diesem Kapitel wird darauf eingegangen, wie die Frau in der feministischen Literaturforschung behandelt worden ist. Die folgende Darstellung konzentriert sich hauptsächlich auf die anglo-amerikanische Literaturforschung, da diese sich besonders mit literarischen Texten beschäftigt hat. Das Interesse des französischen Feminismus hingegen, wie es schon oben deutlich wurde, richtet sich eher auf die Werke der großen westlichen Philosophen oder, wenn es sich um literarische Texte handelt, weniger auf den Inhalt als auf linguistische, textuale oder semiotische Fragen (Mills 1989, 158; Moi 1985, 97). Dieser unterschiedlichen Akzentuierung liegt eine unterschiedliche theoretische Orientierung zugrunde. Während sich der französische Feminismus auf die psychoanalytische und poststrukturalistische Theoriebildung stützt (siehe oben und Mills 1989, 155, 156), zeichnete sich insbesondere der frühe anglo-amerikanische Feminismus durch explizite Ablehnung der Theoriebildung aus (Moi 1985, 70; Mills 1989, 53). Diese wurde als elitistisch und patriarchalisch erklärt (Mills 1989, 53; Eagleton 1991, 5, 6; Moi 1985, 70). Statt dessen betonte der anglo-amerikanische Feminismus den Empirismus und die eigene Erfahrung (vgl. Eagleton 1991, 9; Moi 1985, 45 ff). Aus diesem grundlegenden Unterschied erfolgt auch eine unterschiedliche Einstellung zum Begriff *Frau*; während die *Frau* für die anglo-amerikanischen Feministinnen eine reale, biologische Entität ist (Eagleton 1991, 9), bezweifeln die französisch orientierten Feministinnen, wie schon oben gezeigt wurde, den ganzen Begriff. Sie postulieren, wie Mary Eagleton (1991,10) bemerkt, „not the sexuality of the text, but the textuality of sex“ und betrachten das *Weibliche* vielmehr als einen bloßen Schreibeffect (Eagleton 1991, 10). (Vgl. auch die Abschnitte über Kristeva und Cixous oben.)

5.1 Zur Erforschung der Frauenbilder des männlichen Kanons

Die anglo-amerikanische Literaturforschung wird oft in zwei Ansätze geteilt: in die eigentliche Frauenbildforschung und in die sog. Gynokritik, die die weibliche Schreibtradition und Frauen als Schreibende untersucht (Mills 1989, 155; Moi 1985, 50; Eagleton 1991, 9). Diese zwei Richtungen sollen im Folgenden in ihren Hauptzügen vorgestellt werden, da sie, und die Kritik an ihnen, die Grundlage für die theoretischen Ausgangspunkte sowohl für die heutige Fraubildforschung als auch für die vorliegende Arbeit bilden.

Als Initiatorin der Frauenbildforschung gilt Simone de Beauvoir. Von der Auffassung ausgehend, dass das Patriarchat die Frauen mythisiert und dadurch ihre untergeordnete Stellung in der Gesellschaft befestigt hat, unternimmt sie in *Das zweite Geschlecht* eine Relektüre von zum männlichen Literaturkanon gehörenden Werken, um zu zeigen, wie die Werke (oder bei ihr: die Autoren) die alten Mythosbilder reproduzieren und befestigen (Sieh Kap. 2.2 und Lindhoff 2003, 7). Für de Beauvoir ist Literatur der Bereich, welcher die Frau als die Andere definiert und die alten, mythischen Frauenbilder aufrechterhält (Koskela & Rojola 1997, 143).

Anfang der 1970er Jahre erwacht ein breiteres Interesse an der ideologiekritischen Betrachtung der Frauenbilder des männlichen Literaturkanons (Lindhoff 2003, 9). Wegbereitend wird Kate Millets 1970 erschienenes Werk *Sexual Politics* (Lindhoff 2003, 10). Millets These ist, dass die Beziehung zwischen Männern und Frauen nicht nur von persönlichem oder sozialem, sondern im Wesentlichen von politischem Charakter ist, wobei Männer die Macht über Frauen haben (Eagleton 1991, 135). In ihrem Werk analysiert sie kanonisierte, von Männern geschriebene Werke um zu zeigen, wie sich dieser Machtkampf und die patriarchale Geschlechtsideologie insbesondere in 'verfälschten' Frauenbildern äußert, die im Text (und in der Gesellschaft) als natürlich gelten. (Lindhoff 2003, 10, 11; Eagleton 1991, 135; Koskela & Rojola 1997, 143). Die deutlichsten Verdienste Millets bestehen in der Kühnheit, kanonisierte Texte „gegen den Strich“ zu lesen und darin, dass sie gegen die Prinzipien des *New Criticism* den sozialen und kulturellen Kontext in die Analyse miteinbezog (Moi 1985, 24; Lindhoff 2003, 10, 12). Später definiert Judith Fetterley in ihrem Werk *The Resisting Reader* (1978) das „Lesen gegen den Strich“ als Aufgabe der feministischen Literaturkritik; beim Lesen

soll es darum gehen, „Widerstand gegen die suggestiven Textstrukturen wie die eigenen, ansozialisierten Lesegewohnheiten“ zu leisten (Lindhoff 2003, 12, 13; vgl. Fetterley 1978, xxii, xxiii).

Auch wenn die frühen feministischen Literaturwissenschaftlerinnen dadurch, dass sie das Feld der Literaturforschung erweitert und neue Perspektive geschaffen haben, von unentbehrlicher Bedeutung für die spätere feministische Literaturforschung gewesen sind (Humm 1986, 41), kann man sie nicht ohne weiteres als Vorbilder für die heutige Forschung betrachten. Sowohl de Beauvoir als auch Millet setzen den Inhalt der Werke, die Person des Autors und seine Intentionen gleich; sie gehen also davon aus, dass der ‘Sinn’ des Werkes in den Intentionen des Autors zu finden ist. Gleichermassen unproblematisiert stellen sie die Mythen einer authentischen Realität und ‘realen’ Frauen gegenüber (Lindhoff 2003, 7, 10, 11.) Die literarischen Analysen der beiden Autorinnen konzentrieren sich auf den Inhalt, wobei die Form des Werkes unberücksichtigt bleibt (Moi 1985, 30; Lindhoff 2003, 9). Auch mit den Bewertungskriterien der Literatur setzten sich diese frühen Kritikerinnen nicht auseinander, woraus folgte, dass sie fast ausschließlich von Männern geschriebene Werke innerhalb des Kanons analysierten und die von Frauen geschriebenen Werke bei ihnen keine Beachtung fanden. (Lindhoff 2003 8, 11, 12.)

Inspiziert von de Beauvoir und Millet wird die Frauenbildforschung ein wesentlicher Teil der anglo-amerikanischen feministischen Literaturforschung der frühen 70er Jahre (Lindhoff 2003, 9, 10; Moi 1985, 42). Die Forschung konzentriert sich hauptsächlich auf die weiblichen Stereotypen in der von Männern geschriebenen Literatur (Moi 1985, 42). Der Ausgangspunkt sind die eigenen Erfahrungen der Forscherin bzw. Leserin und die außerliterarische Welt. Vor diesem Hintergrund kommen die Forscherinnen meistens zu dem Schluss, dass die Darstellung der literarischen Frauenbilder nicht der Realität entspreche, sondern verfälscht (*unreal*) seien. Der Verfälschungsvorwurf gilt auch für *Autorinnen*, die in den Augen der Forscherinnen für Betrügerinnen an ihrem eigenen Geschlecht gehalten werden. (ebd., 43.) Die Feministinnen verlangen zum einen authentische Frauenbilder und eine wahrheitsmäßige Reproduktion der Realität, zum anderen ist es ihrer Ansicht nach die Aufgabe der Literatur, den Leserinnen positive, starke Vorbilder zu geben, die zur Bildung einer von Männern unabhängigen weiblichen Identität beitragen würden. (Moi 1985, 47; Mills 1989, 57, 58)

Auch wenn die Vorstellung von Literatur als Widerspiegelung der Wahrheit und das unreflektierte Konzept der 'Wahrheit' selbst vom heutigen Standpunkt aus nicht nur problematisch, sondern auch durchaus naiv wirkt, erfüllt diese Art Forschung ihre Funktion als Teil des *consciousness raising* und der Konstitution einer positiven weiblichen Identität (vgl. Moi 1985, 45; Mills 1989, 57).

Obwohl die Gegenüberstellung von 'Mythos Frau' und der 'realen Frau' an sich heute keinen plausiblen Ansatz mehr darstellt, hat sich die weitere Forschung der stereotypen Frauenbilder der kanonisierten Literatur als fruchtbar erwiesen. Diese Frauenbilder weisen den gleichen Dualismus auf wie die mythischen Frauenbilder traditionell: in ihnen wird die Frau sowohl als Madonna, als liebende Mutter und jugendliche Unschuld als auch als Hexe, Hure, Verführerin und *femme fatale* repräsentiert (Lindhoff 2003, 16). In diesen mythischen Frauenbildern verkörpere sich das kollektiv Ausgegrenzte der Kultur, das durch diese Transformation kulturell akzeptabel, kontrollierbar und verfügbar gemacht werden kann (Lindhoff 2003, 17). Dementsprechend wird den negativen Figuren zum Schluss eine Strafe auferlegt; typischerweise ist das Schicksal der Frauen, die sexuelle Grenzen überschritten haben, Leiden und Tod (Morris 1997, 45). Laut Christa Rohde-Dachser (1991, 99, 100) erfüllen diese Frauenbilder eine Containerfunktion: dem Weiblichen wird das aus der männlichen Selbstdefinition Ausgeklammerte zugewiesen; auf die literarischen Frauenbilder werden die Ängste, Wünsche, Sehnsüchte und Begierde der Männer projiziert. Lena Lindhoff bemerkt, dass diese mythischen Gehalte von den realen Frauen unterschieden werden müssen, stellt aber auch fest, dass die Frauen außerhalb des Mythos keine Identität hätten (Lindhoff 2003, 18). Vor diesem Hintergrund lässt sich annehmen, dass diese Mythen eine bedeutende Wirkung bei der Identitätsbildung der Frauen ausüben. (Siehe auch Kapitel 4.3.4)

5.2 Versuche, einen weiblichen Kanon zu (re)konstruieren

Lena Lindhoff (2003, 29) schreibt:

Virginia Woolf ist die erste Frau, die die Geschichte und die Sozialgeschichte der (englischen) Literatur von Frauen schreibt. Sie ist die eigentliche Initiatorin der

feministischen Literaturwissenschaft, nicht nur in chronologischer Hinsicht, sondern auch im Hinblick auf die Kühnheit und Radikalität ihrer Infragestellung patriarchalischer Werte in der Kultur.

Obwohl die anglo-amerikanischen Feministinnen der 70er Jahre die meisten Verdienste Woolfs nicht anerkennen –oder gar erkennen – (vgl. Kap. 2.2 in dieser Arbeit) erwacht Mitte der 70er Jahren das Interesse an der von Woolf angefangenen Arbeit, an der Konstruktion eines englischsprachigen weiblichen Kanons der Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts (Moi 1985, 1ff, 50; Lindhoff 2003, 36, 37).

Einer der bekanntesten Versuche, die weibliche Schreibtradition als Kanon zu erfassen stammt von Elaine Showalter. Sie will die feministische Literaturforschung systematisieren und entwickelt das Konzept der *gynocritics*, die darauf zielt, die von Frauen geschriebenen Texte unabhängig von männlichen Theorien und Literaturmodellen, also frauenzentriert zu untersuchen (Lindhoff 2003, 37). Auch wenn sie in ihrem Werk *A Literature of Their Own* (1977) zu dem Schluss kommt, dass „each generation of women writers has found itself, in a sense, without a history, forced to rediscover the past anew [...] it does not seem possible to speak of a ‘movement’” (Showalter 1977, 11, 12), gelingt es ihr, eine dreiphasige Darstellung von der Entwicklung der weiblichen Schreibtradition des 19. und 20. Jahrhunderts zu postulieren. Die erste Phase, *feminine phase*, ist laut Showalter durch weiblichen Selbsthass und Anpassungswillen charakterisiert und in der zweiten, *feminist phase*, wird den politischen Bestrebungen einen größeren Wert als der ästhetischen Qualität beigemessen. Die dritte, heutige, *female phase*, zeichnet sich nach Showalter durch Selbstentdeckung der Autorinnen und höchste künstlerische Ausdruckskraft aus (Lindhoff 2003, 37, 38; vgl. auch Showalter 1977, 13). Die eigentliche Leistung der Arbeit von Showalter sieht Toril Moi (1985, 56) darin, dass sie in ihrer Darstellung zahlreiche unbekannte und vernachlässigte Autorinnen hervorhebt. Andererseits bemerken sowohl Moi (1985, 56) als auch Lindhoff (2003, 38), dass Showalter, wie auch Woolf, zum einen an den patriarchalen literarischen Bewertungskriterien verhaftet bleibt, zum anderen die traditionelle Auffassung der Rolle und der internen Beziehung von *Autor*, *Werk* und *Realismus* übernimmt.

Sandra Gilbert und Susan Gubar bemühen sich darum, eine neue Theorie über die weibliche Kreativität zu entwerfen und ein neues Verständnis der besonderen weiblichen Literaturtradition des 19. Jahrhunderts zu schaffen (Moi 1985, 57; vgl. auch Gilbert & Gubar 1979, xi). Sie gehen nämlich davon aus, dass eine weibliche Tradition existiert hat, die sich durch gemeinsame Thematik und Metaphorik auszeichnet. Charakteristisch seien Bilder von Flucht, Krankheit und Tod, sowie von wahnsinnig gewordenen Frauenfiguren. Auch wenn diese Bildwelt derjenigen der männlichen Literaturtradition ähnelt, habe sie in den Schriften der Frauen eine andere Funktion. (Lindhoff 2003, 40, 41.) Auch in den Texten, die laut Showalter durch Imitation und Anpassungswillen zu charakterisieren sind, erkennen Gilbert und Gubar eine Doppelstruktur (Lindhoff 2003, 41, 42); die konventionelle Oberfläche verdecke „deeper, less accessible (and less socially acceptable) levels of meaning (Gilbert & Gubar 1979, 73). Für sie manifestiert sich insbesondere in den negativen weiblichen Figuren, die laut Gilbert und Gubar oft Doppelgängerinnen der Autoren sind, die Beklemmung und die Wut der Autorinnen gegen die patriarchalische Gesellschaft (Gilbert & Gubar 1979, 78).

Die Hauptproblematik der Theorie Gilberts und Gubars besteht wieder einmal darin, dass sie die Person der Autorin mit den fiktionalen Figuren gleichsetzen. Zum anderen nehmen sie an, dass unter der konventionellen Oberflächenstruktur der Werke eine reale Frau und ihre feministische Wut liegt (Moi 1985, 61, 62). Wie Moi (1985, 62) bemerkt, lassen sich von diesem Ansatz ausgehend alle von Frauen geschriebenen Texte als Ausdruck von Wut gegen die patriarchalische Unterdrückung interpretieren. Auch weiter betrachtet geht die gynokritische Forschung das Risiko ein, eine Ästhetik des Leidens und der Aufopferung aufzubauen, wobei die konstruktiven Reaktionen auf die herrschende männliche Tradition, wie etwa Parodie und Spott sowie ironische Verwendung der männlichen Formen und Inhalte außer Acht bleiben würden (Morris 1997, 109).

Im Verlauf der 1980er Jahre findet die feministische Forschung und auch die Literaturforschung neue Schwerpunkte; das Interesse der Forscherinnen richtet sich auf die Bewertungskriterien und die Ausgrenzungsmechanismen des literarischen Kanons. Dadurch entdecken sie bis dahin vernachlässigte weibliche Schreibformen wie etwa das Tagebuch, die Autobiographie und den Brief. (Lindhoff 2003, 47.) Die Beziehung der

Autorin zum Text und die Beziehung von Autorin und Text zur Wirklichkeit werden insbesondere durch den Einfluss der französischen Ansätze problematisiert. Nicht nur der Begriff *Frau*, sondern auch das Konzept von einer besonderen weiblichen Ästhetik wird in Frage gestellt; unter anderem ist Pam Morris der Ansicht, dass es bei den Schriften der Frauen eher um eine Gegenästhetik handele als um eine (essentialistisch) begründete weibliche Ästhetik (Morris 1997, 106).

6 Literaturtheoretische Ausgangspunkte der Arbeit

Als Teil der feministischen Literaturforschung ist die Untersuchung von Frauenbildern immer noch von Aktualität (Koskela & Rojola 1997, 144), auch wenn die im Kapitel 5 vorgestellten Studien und deren theoretischen Ansätze reichlich kritisiert worden sind. Im Laufe der Jahre hat sich auch die Frauenbildforschung verändert und weiterentwickelt. Dazu hat neben der an ihr ausgeübten Kritik die Etablierung und Erweiterung des Feminismus als wissenschaftliche Disziplin beigetragen. Insbesondere durch den sog. französischen Feminismus sind die Vorstellungen von der Subjektivität und dem Subjektsein, der Identität und dem Frausein sowie von der Wirklichkeit allgemein revidiert und teilweise völlig verändert worden, wie dies in Kapitel 4.3 hervorging. Darüber hinaus nimmt die feministische Literaturkritik heutzutage Rücksicht auf literaturtheoretische Aspekte, was eine bedeutende Wirkung auf sowohl die Ausgangspunkte als auch auf den Verlauf der Untersuchungen ausübt.

Im Folgenden wird auf einige dieser Ausgangspunkte eingegangen, die zunächst die Rolle des Autors, des Werkes und des Lesers sowie die wechselseitige Beziehung von diesen betreffen. Die im Folgenden vorzustellenden Sichtweisen gelten auch für die vorliegende Arbeit als literaturtheoretische Ausgangspunkte.

Wie mehrere Forscher bemerkt haben (u.a. Koskela & Rojola, 1997; Eagleton, 1999; Spivak, 1993) war der im Jahre 1968 von Roland Barthes erklärte Tod des Autors keinesfalls auf die Autoren als Person gerichtet, sondern auf seine Autorität, auf sein unbestreitbares Recht, die Bedeutung seines Werkes zu definieren und dessen Interpretation zu steuern (vgl. Spivak 1993, 104, 105) und dadurch erhielt der Tod des

Autors die Bedeutung der symbolischen Geburt des Lesers (Eagleton 1996, 66), d. h. seiner Aktivität und Rolle bei der Ausbildung der Bedeutungen.

Bei der Gestaltung eines Werkes spielt der Autor aber nach wie vor eine bedeutende Rolle. Wie Pam Morris (1997, 83) konstatiert, müssen literarische Werke immer Entscheidungen treffen; es müssen Details, Worte und Strukturen gewählt werden, irgendetwas wird mitgenommen, anderes weggelassen. Diese Entscheidungen sind immer auf die subjektiven Ansichten und Werte des Autors zurückzuführen. Keine Repräsentation kann Dinge so darstellen, wie sie sind, sondern Repräsentationen müssen als Felder der ideologischen Konkurrenz betrachtet werden, als ein sprachlicher Raum, wo unterschiedliche, auch gegensätzliche Ansichten um Macht kämpfen.

Weder der Autor, noch das literarische Werk stehen im Zentrum der Forschung. Beide Instanzen werden vielmehr als Treffpunkte betrachtet, wo der Leser und der Autor miteinander kommunizieren. Die zentrale Position nimmt der Interpretationsprozess des Lesers ein. (Lahdelma 24. 2. 2005) Vor diesem Hintergrund könnte angenommen werden, dass es ebenso viele Interpretationen eines Werkes gibt wie Interpretierende. Laut Sara Mills ist es jedoch wahrscheinlich, dass man einen Text gemäß einer dominierenden Leseart liest, welche sie folgenderweise beschreibt:

This dominant reading is not writer's intention (which is unrecoverable), but a position (or positions) which the text offers or proffers to the reader within a particular historical moment, because of the range of ideological positions available which make that text understandable. This reading will be one which is reinforced by various ideologies circulating within the culture of the time; thus, for example, a text which constructs femininity in a particular way will be made understandable because it is reinforced by a range of other texts and discourses of femininity. (Mills, 1995, 73.)

Trotz der beachtenswerten Bedeutung des Textes im Interpretationsprozess ist laut Mills zu merken, dass die Anrede des Textes, seine Versuche bestimmte Leserpositionen anzubieten, eher indirekt und partiell als holistisch und erfolgreich sind, so wie die Theorie von Althusser die Funktion der Ideologien sieht (vgl. Kap. 4.3.3 oben). Die ‚Lücken‘ in der Funktion des (immer mehr oder weniger) ideologisch geprägten Textes

ermöglichen es, die im Text vorhandenen Presuppositionen und als selbstverständlich dargestellten Informationen zu erkennen und abzulehnen. Dadurch kann der Leser andere Positionen als die dominierende einnehmen, mit anderen Worten den Text gegen den Strich lesen. (Mills 1995, 70, 71, 74, 75.) Gegen diesen Hintergrund ist der in der vorliegenden Arbeit zu analysierende Roman, *Blöde Kuh*, ein besonderer Text; statt irgendeine kohärent wirkende Ideologie anzubieten, versucht er, selbst die Lücken in den in ihm präsentierten Ideologien sichtbar zu machen und eine andere d. h. sich zu den Ideologien kritisch stellende Leserposition anzubieten.

Da der Leser die Schlüsselposition bei der Interpretation eines Textes hat und keine Forschung im traditionellen Sinne objektiv oder universal sein kann, finde ich es erforderlich, einige Aspekte meiner Position zu erklären, die notwendigerweise meine Interpretation des Romans steuern oder sie beeinflussen: ich bin eine junge, akademisch ausgebildete Frau aus einem westlichen Wohlfahrtsstaat und interpretiere den Roman dementsprechend aus dieser Position. Mein Forschungsgegenstand ist das Frausein in der gegenwärtigen westlichen Kultur, und weil ich selbst ein Teil dieses Phänomens bin, geht meine Untersuchung ‚von innen heraus‘. Es ist zu denken, dass dies zu einem tieferen Verständnis des untersuchten Gegenstands beitragen kann. Zudem lese ich das Werk, um Rosi Braidotti zu zitieren, als „weibliche Feministin“, wobei die Bezeichnung *weiblich* nicht darauf verweist, dass ich einen Zugang zu einer bestimmten, für Frauen gemeinsame weibliche Erfahrung hätte, sondern darauf, dass ich, außer dass ich biologisch Frau bin, auch eine weibliche Identität habe und dazu sozialisiert bin, in der Gesellschaft als Frau zu handeln bzw. in diesem Fall mit ‚weiblichen Augen‘ zu sehen. Die Bezeichnung *Feministin* bezieht sich wiederum auf Judith Fetterleys Idee vom *Gegen den Strich* –Lesen, was im Falle des in der vorliegenden Arbeit zu analysierenden Romans vor allem bedeutet, offen für die unterschiedlichen Bedeutungen, Deutungen und Hinweise des Textes zu sein d. h. mit dem Text zu kooperieren und nicht eine dem Text widersprechende Position einzunehmen. Das *Gegen den Strich* –Lesen bezieht sich in diesem Fall also vorwiegend darauf, dass gegen Lesekonventionen gelesen wird.

7 Zur Autorin Dagmar Chidolue und ihrem Roman *Blöde Kuh*

Die Autorin Dagmar Chidolue (1944–) ist in den letzten dreißig Jahren durch ihre Bücher für Kinder und junge Erwachsene bekannt geworden. Im Zentrum ihrer Jugendromane stehen oft junge Frauen „die ihren eigenen Weg suchen“. (Internet 1.) Für ihr Werk *Fieber oder der Abschied der Gabriele Kupinski* erhielt Chidolue im Jahre 1979 den Hans-im-Glück-Preis und für ihren Jugendroman *Lady Punk* wurde sie 1986 mit dem Deutschen Literaturpreis ausgezeichnet. Chidolue hat unter anderem politische Wissenschaften und Jura studiert und war neben ihrer Schreibtätigkeit jahrzehntelang für einen Frankfurter Bankenverband hauptberuflich tätig. (Internet 1.) Seit 2003 ist sie freie Autorin (Internet 2).

Der Roman *Blöde Kuh* ist ursprünglich in zwei Ausgaben unter den Titeln *Diese Blöde Kuh!* (1984) und *Bist du Irre?* (1986) erschienen, die 1995 zu einer neuen Version überarbeitet wurden (Internet 1). Ähnlich wie Mannheimer Morgen den Roman von Chidolue *Aber ich werde alles anders machen* beschreibt, kann man auch den Roman *Blöde Kuh* charakterisieren:

Dagmar Chidolues Roman ermutigt ihre jugendlichen Leser, sich nicht unbedingt in vorgegebene Rollen pressen zu lassen. Kiki [die Hauptfigur] reizt zum Identifizieren: die Leserinnen und Leser können ihre eigenen Ziele überprüfen und werden darin bestärkt, den Spielraum ihrer Möglichkeiten nicht zu unterschätzen.“ (Internet 2.)

7.1 *Blöde Kuh* und das Genre Mädchenliteratur

Auch wenn Chidolue selbst ihre Werke als „Vermittler“ zwischen den Geschlechtern sieht, und die Texte ungern zum Genre *Mädchenbücher* einordnen lässt (Internet 2), kann *Blöde Kuh* insofern als Mädchenbuch definiert werden, als sie „dem Mädchen helfen [will], sich seiner Situation bewußt zu werden, um ihm die Chance zur Emanzipation zu geben“ (Dahrendorf 1984, 111). Dieses Ziel steht im Gegensatz zu dem der traditionellen Mädchenliteratur bzw. zu den Mädchenbüchern „im engeren Sinne“, die „als Instrumente zur Sozialisation des Mädchens zum ‚Mädchen‘ interpretierbar

sind“ (ebd., 111). Diese Sozialisation zielt laut Dahrendorf unter anderem darauf ab, dass das Mädchen die Überlegenheit und Herrschaft des Mannes anerkennt, sein Glück in einer Orientierung auf Haus, Mann und Kinder findet, einen Beruf nur als Übergang zur Ehe betrachtet sowie äußere Attraktivität, Passivität und Emotionalität kultiviert. (ebd., 112) Aufgrund der Art und Weise, wie in *Blöde Kuh* diese Bestandteile des Sozialisationsprozesses behandelt werden, ist die Wirkung des Romans eher als ‚Entsozialisation‘ zu definieren, und dementsprechend der Roman als emanzipatorisch zu bezeichnen.¹¹ So ist das Ziel bzw. Ergebnis der Entwicklung der Hauptfigur in *Blöde Kuh* nicht die Anpassung an die herrschenden Umstände, sondern das Gegenteil ist der Fall, nämlich dass sie sich von diesen Umständen losreißt und sich eine neue Subjektposition schafft. Anders ausgedrückt geht es im Roman um die Konstitution einer weiblichen (nicht patriarchalisch definierten) Identität bzw. Subjektivität und um die Suche nach einer eigenen, ‚echten‘ Subjektposition.

Einen Hinweis darauf, wie sich das Werk zu den behandelnden Themen einstellt, gibt schon der Titel des Romans. Vor dem Hintergrund, dass die Titel der (traditionellen) Mädchenbücher „bereits die Erwartungen [der] Mädchen an[sprechen], indem sie [...] schlicht Mädchennamen präsentieren (*Pella* [...] oder], noch betonter: *Ich, Fredrike* [...])“ (Dahrendorf, 1984, 124), klingt der Titel *Blöde Kuh* nach einer parodistischen Stellungnahme auf die Tradition der Mädchenbücher. Wie es sich in der Analyse herausstellen wird, ist diese ironische Kritik auch kennzeichnend für das Werk. Der zielbewusste, kritische Stil charakterisiert auch die Autorin, denn für ihr literarisches Engagement, neue weibliche Vorbilder für junge Frauen zu schaffen, ist Chidolue „als erbitterte Verfechterin weiblicher Emanzipation“ und als „Anwalt sich emanzipierender junger Frauen und Mädchen“ bezeichnet worden. (Binder 1992, 86, 87).

7.2 Zur Handlung und zu den Figuren des Romans

Die Hauptfigur des Romans, Sabine, hat sich zur Vorstandssekretärin ausgebildet und hat gerade eine neue Stelle in einer Bank in Frankfurt bekommen. Sie zieht aus ihrem

¹¹ In vieler Hinsicht, was u. a. Erzählstruktur und Themenbehandlung angeht, stellt *Blöde Kuh* einen Gegenpol zu den traditionellen Mädchenbüchern dar. Ein systematischer Vergleich kann aber im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht angestellt werden. Mehr zur Struktur und Merkmale des traditionellen Mädchenbuchs siehe: Dahrendorf, 1984. S. 110–138.

Elternhaus nach Frankfurt in eine eigene Wohnung um. Zu der Zeit lernt sie auch Eberhard kennen, und alles scheint gut zu gehen. Es stellt sich aber heraus, dass sie sich am Arbeitsplatz nicht einleben kann und auch die Beziehung mit Eberhard scheitert. Sabine kündigt und zieht zurück zu ihren Eltern. Sie fängt eine Affäre mit Toni Strecker an, aber als sie ein Kind von ihm bekommt, beendet sie die Beziehung. Sie fängt wieder an zu arbeiten, fühlt sich aber einsam und nimmt wieder den Kontakt mit Eberhard auf. Bald heiraten sie und Sabine bleibt mit ihren Kindern zu Hause. Die Ehe wird aber für Sabine ein Alptraum, sie lässt sich scheiden und geht wieder arbeiten. Nach einiger Zeit stirbt ihre Mutter, die auf ihre Kinder aufgepasst hat und Sabine muss kündigen um ihre Kinder betreuen zu können. Sie zieht mit den Kindern nach Frankfurt und muss dort aus dem Nichts ein neues Leben gestalten. Erst dadurch lernt sie, sich auf sich selbst zu verlassen und ihr inneres Potential zu erkennen.

Zur Beschreibung der Figuren hat Ewen (1971, 7; zitiert in Rimmon-Kenan 2002, 41) drei Kontinua entworfen, welche die Komplexität, die Entwicklung und die Schilderung des „inneren Lebens“ der Figuren darstellen. Anhand dieser Kriterien definiert ist Sabine, die Hauptfigur, am komplexesten. Sie ist auch die einzige Figur, die sich entwickelt und deren inneres Leben beschrieben wird. Was die Komplexität angeht, sind die Nebenfiguren teilweise dermaßen vereinfacht dargestellt, dass sie als Vertreter bestimmter Typen oder sogar als Karikaturen zu halten sind. Dazu sind sie statisch und erfüllen dementsprechend weitgehend die Funktion, einen Rahmen für die Beschreibung der Entwicklung Sabines darzustellen. (vgl. Rimmon-Kenan 2002, 41.)

7.3 Die Erzählstruktur

Die/der ErzählerIn des Romans *Blöde Kuh* (weiter als *erzählende Stimme* bezeichnet) ist extra- und heterodiegetisch: sie erzählt die Geschichte wie von oben betrachtet und nimmt nicht Teil an der Handlung (vgl. Rimmon-Kenan 2002, 95–96; Genette 1980, 248). Es gibt also keine Ich-Erzählerin, aber neben der erzählenden Stimme fungiert auch Sabine als Fokalisiererin.¹² Da die erzählende Stimme die einzige berichtende Instanz ist, kommen ihre Ansichten bzw. ihre Einstellung stets zum Vorschein. Ihre

¹² Näheres zum Begriff *Fokalisierung* (*focalization*) siehe Genette 1980, 189; Rimmon-Kenan 2002, 72–86.

Präsenz ist manchmal nur indirekt zu spüren, wie etwa in der Wiedergabe von Dialogen, manchmal direkter, wie etwa bei Beschreibungen der Umgebung oder von Personen sowie bei Kommentaren, Bewertungen oder Generalisationen (Chatman 1978, 201, 219–221, 228). In der Form der erlebten Rede variiert die Wahrnehmbarkeit der erzählenden Stimme je nach dem, ob der Leser die präsentierten Gedanken als solche der Figuren oder als Erzählerrede interpretiert. Diese Unterscheidung stellt sich allerdings oft als undurchführbar heraus. (Edb., 206.) Als eine Unterklasse der Kommentare kann die Ironie betrachtet werden (ebd., 228). Die dominierende Art von Ironie in *Blöde Kuh* kann in Anlehnung an W. C. Booth als stabile Ironie bezeichnet werden, deren Merkmal u. a. ist, dass sie beabsichtigt, aber versteckt ist, d. h. sie ist „intended to be constructed with meanings different from those of on the surface, not merely overt statements that ‚it is ironic that...‘ or direct assertions that ‚things‘ are or ‚the universe‘ is ironic“ (Booth 1974, 4, 5).

Da die erzählende Stimme nicht persönlich in die Handlung involviert ist und sie über ein unbeschränktes Wissen verfügt, kann man sie für zuverlässig halten (vgl. Rimmon-Kenan 2002, 101). Die unbestreitbare autoritäre Stellung hat aber zur Folge, dass, wie bereits erwähnt, es möglich ist für die erzählende Stimme, Begebenheiten sowie Ansichten, Handlung usw. der Figuren zu kritisieren, zu bewerten, zu ironisieren und zu begutachten, mit anderen Worten *ihre* subjektiv geprägten Vorstellungen zu vermitteln.¹³ Sie stellt also eine Autorität dar, der alle anderen Sichtweisen bzw. Ideologien untergeordnet sind (vgl. Rimmon-Kenan 2002, 83). Da es letzten Endes nur *eine* Instanz gibt, deren Ansichten ‚übrig bleiben‘, ist es möglich, eine relativ kohärente Einstellung des Werkes zu den Frauenbildern und weiter zum Frausein zu rekonstruieren.

Wie Rimmon-Kenan feststellt, stellt die erlebte Rede ein Mittel dar, mit dessen Hilfe die erzählende Stimme Empathie bzw. Ironie einer Figur gegenüber ausdrücken kann (Rimmon-Kenan 2002, 15). Wie bereits erwähnt, ist Sabine als Hauptfigur die einzige, deren inneres Leben geschildert wird. Anhand der Informationen, die der Leser von

¹³ Diese Möglichkeit nutzt die erzählende Stimme in *Blöde Kuh* auch reichlich aus. Traditionell stellen aber Kommentare und Fragen der erzählenden Stimme ein Merkmal dar, das den Mädchenbüchern im engeren Sinne zuwider ist. Laut Dahrendorf soll der Erzähler in traditionellen Mädchenbüchern nicht hervortreten, um den Anschein zu erwecken, dass ein Stück objektive Wirklichkeit präsentiert wird. „Es liegt auf der Hand, daß die im Mädchenbuch bevorzugten Erzählstrukturen die sich in ihm manifestierenden Werte nicht in Frage stellen dürften.“ (Dahrendorf 1984, 130.)

Sabine bekommt, wirkt sie recht arrogant, egoistisch und teilweise auch kindisch. Sie scheint alles aus ihrer eigenen Perspektive zu betrachten und zu beurteilen, welcher Eindruck dadurch verstärkt wird, dass viele von den Figuren einen Namen tragen, der Sabines Sichtweise beschreibt. Deswegen scheinen viele von den Passagen mit erlebter Rede eher Ironie als Empathie auszudrücken und sind folgerichtig als Interventionen zu interpretieren, durch die die erzählende Stimme Sabines Benehmen, ihre Meinungen oder ihr Äußeres kritisiert oder sich darüber lustig macht. Ein anderes die Interpretation steuerndes Merkmal ist die Syntax der Sätze und ihre Gliederung. Stellenweise sind die Sätze sehr kurz, umfassen ein oder zwei Wörter und stehen auf einer eigenen Zeile. Dadurch erhalten bestimmte Aussagen einen besonderen Stellenwert bzw. besondere Bedeutung. Die Gliederung des Buchs kann leider nicht in der vorliegenden Arbeit wiedergegeben werden, aber Beispiele für die besondere Syntax sowie für die erlebte Rede und die Kommentare sind in den Romanzitaten reichlich zu finden.

8 Zur Methode der Untersuchung

In der vorliegenden Arbeit wird untersucht, was für Frauenbilder im untersuchten Roman *Blöde Kuh* vorkommen. Daraus, wie diese unterschiedlichen Frauenbilder bzw. weibliche Figuren konstituiert und präsentiert sind, ist zu folgern, was für Formen von Frausein sie repräsentieren und schließlich, was für Formen von Frausein das Werk produziert (vgl. Koivunen 1996, 52). Über die weiblichen Figuren hinaus werden auch die männlichen Figuren berücksichtigt. Obwohl sie selbst keine Art Frausein repräsentieren, ist unter anderem aus ihrer Redeweise und ihren Meinungen über Frauen und das Frausein sowie ihrem Verhalten den Frauen gegenüber zu schließen, wie sie sich zum Frausein stellen bzw. was für Diskurse über Frausein sie vertreten. Diese Diskurse und wie sich der Roman zu ihnen verhält drückt einen wichtigen Teil des von dem Werk produzierten Frauseins aus.

Laut Shlomith Rimmon-Kenan existiert keine Theorie für die Untersuchung der literarischen Figuren, die weder reduktionistische noch impressionistische Züge aufweist (Rimmon-Kenan 2002, 29). Sie hat aber selbst ein Modell entworfen, das in der vorliegenden Arbeit für die Abstrahierung der Frauenbilder vom Text angewandt wird.

Rimmon-Kenan unterscheidet zwei unterschiedliche Weisen, wie die Figuren beschrieben werden können: die direkte Definierung (direct definition) und die indirekte Präsentation (indirect presentation). Bei dem ersten handelt es sich um eine direkte Beschreibung, die von der autoritärsten Stimme des Textes stammen muss, um als Beschreibung eines anderen zu gelten und nicht als Charakterisierung des Sprechers (Rimmon-Kenan 2002, 60). Indirekt kann eine Person beschrieben werden, indem erzählt wird, was die Person tut bzw. nicht tut (action), wie und worüber sie spricht (speech), wie sie aussieht (external appearance) und in was für einer Umgebung und mit was für Menschen sie lebt (ebd., 61–67). Über diese zwei Charakterisierungstypen hinaus, können verschiedene Analogien, zum Beispiel analoge Namen oder Landschaften etwas über die Figuren aussagen (ebd., 67–70). Mithilfe dieser Vorgehensweise ist es möglich, außer den weiblichen Figuren, auch zu analysieren, was für Diskurse zum Frausein die verschiedenen männlichen Figuren vertreten.

In dem zu analysierenden Roman sind bestimmte, das Frausein konstituierende Elemente zu finden, die sich zu Themen des Romans zusammenfassen lassen. Solche Themen sind beispielsweise Partnerschaft und die Rolle der weiblichen Figuren in der Beziehung mit einem Mann, die Beziehungen der Mütter zu ihren Kindern und zur Mutterschaft, sowie die Subjektpositionen der Figuren in der Gesellschaft und die bewusste Identitätsbildung. Diese Elemente werden auch in der heutigen Gesellschaft mit der Problematik des Frauseins verbunden. In der Analyse werde ich untersuchen, wie die von Rimmon-Kenan aufgelisteten Kategorien diese Themen bzw. Konstituenten des Frauseins aufzeigen.

Die weiblichen Figuren des Romans werden getrennt analysiert, um herauszufinden, wie die obengenannten, das Frausein definierenden Aspekte bei der jeweiligen Figur zur Geltung kommen und was für andere charakteristische Züge sie haben. Im Roman wird die Hauptfigur Sabine am ausführlichsten behandelt. Darum teile ich die ihr Frausein bzw. ihre weibliche Identität und Subjektivität definierenden Aspekte in einzelne Unterkapitel ein. Die marginalsten Figuren werden im Zusammenhang mit den Hauptfiguren betrachtet, meist mit Sabine, da sie die FokalisiererIn ist. Diejenigen Figuren, die eine wesentliche Rolle in Sabines Leben spielen, d. h. die Mutter und der Vater, Conny, Streckertoni und Eberhard, werden zuerst analysiert, damit die Analyse über Sabine dem Leser der Analyse nachvollziehbar wird. In Ayses Figur dagegen

spiegeln sich Sabines eigene Einstellungen dermaßen stark wider, dass ihre Analyse als eine Fortsetzung von derjenigen Sabines gelesen werden kann.

Um über eine bloße Beschreibung der Formen des Frauseins hinauszugelangen, werde ich die oben vorgestellten theoretischen Ansätze über Frausein, Identität und Subjektivität miteinbeziehen. Die unterschiedlichen Anschauungen können jedoch jeweils nur einige wenige Aspekte der betreffenden Erscheinungen betrachten und erklären. Um ein vielseitiges, dynamischeres Modell zu erstellen, das sowohl die heutigen Umstände als auch die Möglichkeit zu ihrer Veränderung berücksichtigt und imstande ist, die Identität bzw. die Subjektivität als etwas Individuelles und Geschlechtsspezifisches zu betrachten, werde ich diese Ansätze kombinieren, so dass sie sich gegenseitig unterstützen und ergänzen. Trotzdem bemüht sich die Analyse um keine Vollständigkeit; vielmehr wird versucht, möglichst viele relevante Aspekte hervorzuheben, um eine Interpretation darüber zu geben, was das Werk zum Thema Frausein und zur weiblichen Identität bzw. Subjektivität zu sagen hat. Weiter wird in der vorliegenden Arbeit mit dem Begriff *Subjektivität*, in Anlehnung an Braidotti, auf eine bewusst eingenommene bzw. erarbeitete gesellschaftliche Position verwiesen, während unter *Identität* eine Entität verstanden wird, die zum Teil bewusst, zum Teil unbewusst, teils privat, teils sozial ist. Sie ist fragmentiert, zum Teil veränderlich und veränderbar und enthält Erkenntnisse und Vorstellungen über die Person selbst sowie Erfahrungen und Erinnerungen. Meine Anschauung nach stehen diese beiden Entitäten in einer dialektalen Beziehung zueinander, jedoch so, dass die Identität aufgrund ihres Charakters die fundamentalere Entität darstellt.

Die Analyse wird vom Text ausgehend durchgeführt und damit sie möglichst flexibel bleibt, werden die oben aufgeführten Themen sowie die Kategorien Rimmon-Kenans nur als richtungsgebend benutzt. Darüber hinaus bemühe ich mich, den Stil und die Stimmung des Romans möglichst authentisch zu vermitteln, indem ich mehr direkte Zitate und weniger zusammenfasste Wiedergabe verwende. In der Analyse beziehen sich die in Klammern angegebenen Seitennummern auf die jeweiligen Seiten des Romans.

9 Frauenbilder und das Frausein im Roman *Blöde Kuh*

9.1 Die Mutter

Sabines Mutter kann man als Archetyp der guten Mutter bezeichnen, wie er traditionell in der westlichen Kultur, insbesondere in der erzählenden Literatur vorzufinden ist. Die Mutter ist fast immer zu Hause und immer da für andere: für ihre Kinder, ihren Mann und ihre Enkelkinder. Sabine unterstützt sie so gut wie sie kann; lobt, tröstet und spornt sie an. Auch wenn die Mutter manchmal Sabine tadelt, ist sie immer bereit, zu vergeben. „Das Leben geht weiter, sagt die Mutti, und recht hat sie“ (181). Die Mutter ist Sabines Verbündete gegen den Vater und sie „sieht [...] durch sie hindurch, als ob sie aus Glas wäre“ (31). Sie ist die gute Mutter, die nach jedem misslungenen Versuch ihrer Tochter, ein selbständiges Leben zu führen, bereit ist, sie mit offenen Armen wieder aufzunehmen. Die Mutter wartet bis spät in die Nacht, dass Sabine nach Hause kommt, kümmert sich um ihre Hunde und später auch um ihre Kinder. Neben dem eigenen Haushalt hilft sie auch Beate und passt oft auch auf ihre Kinder auf. Sie kocht, macht Handarbeiten, putzt und züchtet Blumen im Garten. Die Mutter ist mit wenigem zufrieden: „Ich bin glücklich, wenn meine Blumen gedeihen. [...] glaub mir das. Es sind kleine Dinge [...] aber die machen mich glücklich. Ich gehe raus und fasse meine Blumen an, und das ist Glück.“ (252) Die Mutter hat die ganze Zeit etwas zu tun, aber „die Mutter hat sich noch nie beklagt. Sie macht die Arbeit gern“ (102). Auch ist die Mutter „bei allen beliebt.“ (31) Sie „hält die ganze Familie zusammen“ und ist, wie Sabine es ausdrückt „eine Seele von Mensch“ (181).

Trotz ihrer Selbstlosigkeit und der Neigung, sich für andere aufzuopfern, ist die Mutter nicht unterwürfig oder unterdrückt in der Familie. Im Gegenteil, sie handelt entschlossen und hat klare Meinungen. Die Mutter ist ihrer wichtige Rolle in der Familie bewusst. Sie sagt: „Ja, ja, weil ich so schön nützlich bin. [...] eines Tages werde ich nicht mehr da sein, dann müsst ihr wissen.“ (294) Die Wertvorstellungen und Leitsätze der Mutter basieren auf traditioneller Anschauung; sie ist gläubig, richtet sich nach konventionellen Normen und verwendet gern alte Redewendungen als Maxime.

Im Dorf, in dem sie wohnen, legt man generell Wert auf Tradition und konservative Konventionen. Was die Frauen des Dorfes anlangt, wird deutlich zwischen anständigen und unanständigen Frauen unterschieden. Hinter dieser scharfen Zweiteilung kann man die alte Trennung zwischen Madonna und Hure erkennen. Sabines Affäre mit Streckertoni scheint die Ehre der Mutter stärker zu betreffen als die Sabines. „Sie reden, die Leute’, sagt die Mutter. ‚Deine Tochter treibt es doch mit dem Streckertoni, sagen sie. Nein, sie sagen es zur Bäckertante. Und die sagt es mir dann. So ist das. Mach was Anständiges daraus.’“ (212) Als sie dann hört, dass Sabine schwanger ist, geht sie wie selbstverständlich davon aus, dass sie den Vater heiratet. Als Sabine meint, dass der Vater, also Streckertoni, eigentlich mit der Sache nichts zu tun habe, meint die Mutter: „Spinnst ein bisschen? [...] Ein Kind hat doch eine Mutter und einen Vater. Und wenn er [der Streckertoni] der Vater ist, dann soll er dich gefälligst heiraten.“ (223) „Der Papa war mein erster und einziger und eigentlich sollte es auch so sein.“ (254)

Andererseits versteht die Mutter, dass ihre Rolle zu der alten Ordnung gehört. Als Sabine in der Ehe versucht, eine gute Ehefrau zu sein, wie die Mutter auch und ihrem Mann alles bereit macht, tadelt die Mutter sie „Das mit der Wäsche würde ich anders machen. Schön dumm bist du. Läufst hinter ihm her. Was hebst du seine Sachen vom Boden auf. Laß sie liegen. Du bist nicht seine Putzfrau. Was läufst du hinter ihm her. Du bist nicht seine Sklavin.’“ Über ihre Generation sagt sie: „Wir sind es so gewöhnt. So sind wir erzogen worden. Einer ist für drinnen, der andere für draussen. [...] So ist das nun mal. Aber ihr seid so modern. Habt alle einen Beruf. Seid gleichberechtigt.’“ (279) Ihre Rolle als Mutter und Hausfrau betrachtet die Mutter also als etwas für ihre Generation Typisches, nicht als etwas Unveränderliches. Auch wenn sie mit ihrem Leben zufrieden ist, ist sie sich der Beschränktheit dieser Lebensweise bewusst. Deswegen wünscht sich die Mutter, die noch nie berufstätig war, dass Sabine erreichen kann, was für sie nicht möglich war. Sabine sagt sie: „Du hast so viel mehr erreicht als ich. Das war immer mein Traum, mich so selbstbewußt zu bewegen wie du. Etwas zu können.’“ (31)

Die Stellung und Einstellung der Mutter ist in vieler Hinsicht ähnlich wie die der Feministinnen der ersten Phase sie hatten; sie wünscht Gleichberechtigung und finanzielle Unabhängigkeit für die Frauen und die männliche Subjektivität stellt für sie ein höchst erstrebenswertes Ideal dar. Vor allem das eigene Geld steht für sie als Symbol

für Emanzipation, Selbständigkeit und *empowerment* der Frauen. „’Wenn ich da an uns früher denke. Die jungen Mädchen können sich heute alles leisten und sind auf niemanden angewiesen. Gutes Geld machen sie.“ (65) Zu Sabine meint sie: „’Kleider machen Leute. [...] zeig, was du hast. Du kannst es dir leisten, du tust ja auch was dafür. Es ist dein Geld, sauer verdient. Du hast es besser als Beate. Die kann sich kaum noch einen Fummel gönnen.“ (8) In ihrer Einstellung ist jedoch noch eine deutliche Unterscheidung zwischen den Männern und der Frauen zu spüren. Sie sagt zu Sabine: „’Du hast es so weit gebracht. Vorstandssekretärin. Das ist ein Traumberuf für viele Mädchen. Du bist oben angekommen.“ (9) Konkret kommt die Eingeschränktheit der Lebenssphäre der Mutter in der Szene zum Ausdruck, als sie mit Sabine bei Tschibo Kaffee trinkt. „Es ist nicht sehr gemütlich am Stehtisch. Die Mutter sieht fremd aus in dieser Umgebung. Hilflos spielt sie mit Teebeutel und Zitronenschale. [...] Im Haus sieht Mutter stark und umfassend aus, hier am Kaffeeauschank eingefroren und unsicher.“ (11)

In der Darstellung der Mutter wird ihre ‚Mütterlichkeit‘ hervorgehoben, während das Frausein bzw. das Weibliche in ihr kaum thematisiert wird. Die Mutter wird darüber definiert, wie und was sie sagt oder tut. Über den Körper oder das Aussehen der Mutter wird nichts erwähnt, bevor sie krank wird und auch dann wird der Körper nur als Ort der Krankheit dargestellt: „Die Mutter hat Bauchschmerzen, daß sie kaum mehr laufen kann. Blutungen. Und das in ihrem Alter.“ (298) Dagegen wird das Aussehen von Sabine und Conny oft und genau beschrieben und kommentiert. Die Mutter schminkt sich nicht und die Frisur, welche sie sich zu ihrem Geburtstag hat machen lassen, „hält bei ihr eine Woche.“ (149) Zum Geburtstag lässt Sabine für Sie in einer Parfümerie „ein Körbchen Kosmetika zusammenstellen. Keine Schminke, sondern dezente Sachen, die Mutter benutzen kann. Badeöl, Nelkenseifen, eine Halbfettcreme.“ (146) So etwas weiss die Mutter aber nicht so richtig zu schätzen, denn am selben Abend als Beate ihre Kinder ins Bett bringt, drückt die Mutter „ihr aus dem Kosmetikkorbchen das Fläschen Badeöl in die Hand.“ (149)

Die Beziehung zwischen der Mutter und dem Vater liegt auf einer funktionalen Basis; die Mutter kümmert sich um den Haushalt und den Vater, der Vater unterhält die Familie. Seine Meinung über die Beziehung äussert er „’Liebe, Liebe. Die Mutti ist nicht die Schönste und nicht die Klügste und nicht die Reichste. Trotzdem bin ich zufrieden.

Und sie mit mir.“ (88) Bemerkenswert bei der Beschreibung der Mutter ist auch, dass sie keinen Namen hat. Sie wird nur „die Mutter“ oder von dem Vater „meine Frau“ genannt. Beide beziehen sich auf die ‚Funktion‘ bzw. auf die Rolle oder die Position der Mutter, nicht auf ihre Identität als eine Person. Zusätzlich wird noch der Besitzanspruch des Vaters betont, als er kurz vor dem Tod der Mutter im Krankenhaus brüllt: „Was habt ihr mit *meiner Frau* gemacht? [...] Ich will *meine Frau* wiederhaben.“ (302) [Hervorhebung K. K.]

Die Art und Weise wie die Mutter beschrieben wird, unterstreicht nicht nur die Mütterlichkeit vor dem Frausein, sondern reduziert auch das Wesen der Mutter zu einem ‚geistigen Dasein‘, zu einer guten Seele, wie Sabine sie beschreibt. Ein krasses Gegenteil zu diesem bildet die Beschreibung der Mutter kurz vor ihrem Tod; es geschieht ein plötzlicher Wechsel vom Geistigen zum Körperlichen, vom Anziehenden und Angenehmen zum Abstoßenden und Fremden. Im Krankenhaus liegt die Mutter da „mit weit hervorgetretenen Augäpfeln. [...] Sie röchelt. Sie ist nicht mehr die Mutter.“ (302) Auch für Sabine ist sie nicht mehr *die* Mutter. Während sie die Mutter zu Lebzeiten so liebte, hat sie jetzt Schwierigkeiten, wenn die „gute Seele des Menschen“ nicht mehr da ist. „Sie nimmt die verschmutzte Wäsche der Mutter nach Hause. Verschwitzte, mit Blut verschmierte Wäsche, durch Urin gelb gewordene Unterhosen, manchmal eingekotet. Zu Hause steht Sabine in der Waschküche, läßt fließendes Wasser über die Baumwollsachen laufen, der Ekel schüttelt sie, sie übergibt sich in die im Kellerfundament eingelassenen Abwassergullis.“ (300) Nach dem Tod kann Sabine sich der Mutter erst wieder annähern als sie den Kindern eine Geschichte über die Oma erzählt, die jetzt im Himmel wohnt und Gänseflügel hat. Sonst kann sie sich „die Mutter nicht mehr vorstellen. Die liegt irgendwo unter der Erde und verkommt.“ (307)

In der Familie versteht niemand den Tod als ein natürliches Schicksal, sondern sie sind sich einig, dass die Mutter sich totgearbeitet hat. Sowohl Beate als auch der Vater sind der Meinung, dass Sabine am Tod der Mutter schuldig ist. In Wirklichkeit hat sich die Mutter aber auch um den Vater gekümmert und Beate geholfen. Niemandem fällt ein, die Rolle der Mutter bzw. das Konzept von ‚der sich für alle aufopfernde Mutter‘ in Frage zu stellen. Für den Lesern aber bietet die Darstellung der Mutter als ein Ideal der guten Mutter, ihre Reduktion zu einem beinahe geistigen Wesen einen Anlass, den Tod der Mutter als den symbolischen Tod der mythischen guten Mutter zu interpretieren.

Wie weiter zu sehen ist, hat der Tod der Mutter auch für Sabines Leben bzw. Identitätsbildung bedeutende Konsequenzen.

9.2 Die männlichen Figuren des Romans

Mit Ausnahme von Herrn Mai (siehe Kap. 9.4.3), repräsentieren die männlichen Figuren des Romans, wenn auch in unterschiedlichen Formen, alle einen konservativen patriarchalischen Diskurs über das Frausein. Im Folgenden werden die drei Männer, welche für Sabines Leben die größte Rolle spielen, vorgestellt. Andere marginalere männliche Figuren werden zusammen mit den Hauptfiguren behandelt.

9.2.1 Der Vater

Die Rolle bzw. die Funktion des Vaters im Roman ist zweierlei: für Sabine ist er ein konkreter Repräsentant der symbolischen Ordnung, des Gesetzes des Vaters, der für die patriarchalische Gesellschaftsordnung und Tradition steht sowie die höchste Autorität ihres Lebens darstellt. Der Vater stellt sich misstrauisch und ablehnend zu Sabines Plänen und ihrer Lebensweise und versucht, seine Ordnung in ihr Leben hineinzubringen und sie zur Anpassung zu zwingen. Auf einer höheren Ebene, außerhalb des Romans, kann er metaphorisch als die patriarchalische Gesellschaft selbst, in der Sabine lebt, interpretiert werden.

Vom Gemüt her ist der Vater mürrisch. „Meistens ist er still oder nicht zu sehen, weil er im Garten oder im Keller zu tun hat. Das ist allen am liebsten.“ (189) Seine Meinungen sind, wenn er sie mal äußert, klar und unkompliziert. Denn „der Papa weiß immer, wo es langgeht. Immer geradeaus.“ (8) Er ist das Oberhaupt der Familie und betrachtet es als seine Aufgabe „die Weiber“ in Schranken zu halten und das Leben der Familie in Ordnung zu halten.

Der Vater gehört, wie die Mutter, zu der ‚alten‘ Generation; er scheint zufrieden mit seinem Los zu sein und versteht die junge Generation nicht, die mehr vom Leben

erwartet, Träume hat und den Willen, diese zu verwirklichen. Mit dem Gedanken vom Glücklichsein weiß er auch kaum etwas anzufangen: „’Bin ich nicht unglücklich?’ fragt der Vater. ‚Bist du glücklich? Was ist das überhaupt: Glück. Die haben alle so Ideen im Kopf, die jungen Leute. Das Leben besteht aus Arbeit. Basta. Und wenn man in den Familien so einigermaßen zurechtkommt, sollen sie doch zufrieden sein. Heute denkt jeder nur noch an sich. Glücklich sein. Daß ich nicht lache. Wo ist denn mein Glück? Soll ich mich auf die Socken machen und das Glück suchen? Sie können alle zufrieden sein, die jungen Leute. Darauf kommt es nämlich an. Auf Zufriedenheit. Aber nein, sie sind ständig auf der Suche. Kein Wunder, daß heutzutage nichts mehr klappt. Wir sind zufrieden mit dem, was wir haben. Die Mutti mit mir und ich mit ihr. Und wir beide mit diesem Haus. Was will ich mehr?’ So viel hat der Papa noch nie geredet.“ (87, 88)

Auch Liebe sieht er als ein Hirngespinnst der Frauen, die das Leben nur unnötig erschwert. „’Liebe, Liebe’, sagt der Vater. [...] ‚Was die Frauen heute alle wollen. [Die Männer] haben alle nur einen Schwanz, und der paßt immer. [...] Es ist die Wahrheit, Schwanz ist Schwanz, und wenn’s ein einigermaßen ordentlicher Kerl ist, dann sollen sie doch zufrieden sein, die Weiber.’“ (88)

Frauen hält Vater für verantwortungslose Fantastinnen, auf die ein Mann sein Auge halten muss. Zur Mutter meint er einmal: „’Und wenn ich auf dich nicht aufpasse, würdet ihr zwei [sie und Sabine] nur Dummheiten machen. [...] Weiber. Den Kopf voller Unsinn. Und meine Frau unterstützt das noch.’ Er schlägt mit der Faust ein paarmal auf den Eßtisch vor der Eckbank.“ (240) Den Wert der Frauen sieht der Vater in ihrer Funktionalität; für ihn ist eine Frau gut, wenn sie gehorsam ihre Aufgabe in der herrschenden Ordnung erfüllt. Als die Mutter ihre Hilfsbereitschaft begründet: „’Wir sind doch für die Kinder da, das ist unser Schicksal’“ meint der Vater: „’Ich bin auch noch da. [...] Ich will auch meinen Kaffee haben und nicht eine Frau, die dabei umfällt, weil sie zu müde ist.’“ (241) Als die Mutter dann stirbt und der Vater seinen Kaffee nicht mehr bekommt, „kommt er mit nichts mehr zurecht“. „Er will, daß der Haushalt funktioniert. Aber er tut nichts dafür.“ (306) Beate muss die Rolle der Mutter übernehmen.

Die Mutter kommt mit dem Vater aus, indem sie still bleibt und die Meinungen des Vaters akzeptiert. Sie stellt meistens nur fest: „’Hast ja recht, Papa. [...] Hast ja recht.’“

(241) Sabine fällt es aber schwer, mit dem Vater zurechtzukommen. Sie möchte ihren eigenen Kopf behalten, andererseits aber hat sie Angst vor dem Vater, der sich so schnell aufregt und sich drohend benimmt. Erst gegen Ende des Romans, als sie innerlich stärker und unabhängiger wird, überwindet sie ihre Angst und ihre Verbitterung dem Vater gegenüber. Im weiteren Sinne ist diese Änderung als eine veränderte Einstellung zu der Gesellschaft zu interpretieren. Die Einstellung der Mutter zu dem Vater kann wiederum als Unterwerfung unter die Normen und Forderungen der Gesellschaft gedeutet werden.

9.2.2 Streckertoni und Eberhard

Die zwei Freunde von Sabine, Streckertoni, dessen richtiger Name Toni Strecker ist, und Eberhard, der später Sabines Ehemann wird, stellen in vieler Hinsicht einen Gegensatz zueinander dar. Sie repräsentieren die zwei Typen von Männern, welche auch in traditionellen Mädchenbüchern oft als Freund- bzw. Ehemannkandidaten in Erscheinung treten. Streckertonis Charakter verkörpert den guten Ehemannkandidaten, der keine Abenteuer, aber ein sicheres und stabiles Leben verspricht, während Eberhard der wilde, interessante Verführer ist, auf den die Frauen hereinfallen. (vgl. Dahrendorf, 1984, 124.)

Toni Strecker ist ein Mann, der einen guten Ruf im Dorf hat; er ist höflich, bescheiden und hat eine solide Arbeit bei der Bundesbahn. Zu bemerken ist auch sein Name, der Assoziationen auf Direktheit und Unkompliziertheit erweckt. Toni hält nicht viel vom Materiellen, er hat kein Auto und kleidet sich in schlichte, günstige Anzüge. Er wohnt allein in einer „sehr ordentlichen“ Wohnung (208). Nachdem er einmal mit Sabine geschlafen hat, hält er es für selbstverständlich, dass sie eine Familie gründen, und später, als er erfährt, dass Sabine schwanger geworden ist, will er sie sofort heiraten. Da Sabine sich weigert, heiratet er bald ein anderes Mädchen vom Dorf, mit dem er bald schon zwei Kinder hat.

Eberhard, dessen Nachnamen der Leser nicht erfährt, was den Eindruck von seiner Lässigkeit und Jungenhaftigkeit verstärkt, ist von Beruf Elektroingenieur. „Er hat ein blitzblankes Auto, obere Mittelklasse. Und: er achtet [...] auf seine Sachen.“ (44) Eberhard wiederum wohnt in einem halbfertigen Haus, an dem er seit seiner ersten Ehe

baut. Im Obergeschoss wohnen seine Eltern. Er hat viele Beziehungen mit Frauen gehabt und auch Sabine erklärt er „ein bißchen Luft zu brauchen“ (60), was praktisch bedeutet, dass er sie auch während ihrer Ehe betrügt. Trotz des wilden Lebens mit verschiedenen Frauen ist er zu Hause ein Muttersöhnchen. Seine Mutter wäscht seine Wäsche und kocht und putzt für ihn, auch in der Zeit, wo er mit Sabine verheiratet ist und eine eigene Familie hat.

Trotz ihrer gegenteiligen Charakter haben diese Männer etwas Grundlegendes gemeinsam: beide vertreten denselben Diskurs, in welchem die Frau als ein Objekt ohne eigene Subjektivität für den Mann auftritt. Für Streckertoni ist die Frau etwas, was man braucht, um eine Familie zu gründen, für Eberhard ist sie in erster Linie da für die sexuelle Befriedigung des Mannes. Eberhards Ansicht nach (und nach der Ansicht seiner Mutter!) sind Seitensprünge völlig akzeptabel, ein natürliches Recht des Mannes. Darüber hinaus sind seine Mutter und Sabine ihm nur wichtig, weil sie für ihn den Haushalt führen. Keiner der beiden Männer interessiert sich für Sabine als Person; sie schätzen bzw. lieben sie nicht wegen ihres Charakters bzw. ihren inneren Wesens, sondern des Nutzens, den sie ihnen bringt.

9.3 Conny

„Conny ist die Tochter von der Bäckertante und Sabines beste Freundin. Vom Sandkasten an. Alles haben sie gemeinsam gemacht, bis zur Handelsschule. Conny ist nun verheiratet und wohnt im nächsten Ort. Sie arbeitet noch immer im Reisebüro.“ (33)
 „Conny sieht auch abends immer gut aus.“ (35) Als Sabine eines Abends wieder zu Besuch kommt, „sitzt sie wie aus einem Ei gepellt da. [...] Ein bißchen überanstrengt sieht sie aus. Sonst ist sie schick. [...] Und schlank ist sie wie eh und je.“ (35) Peter, ihr Ehemann, hat eine Fixierung aufs Putzen. Jeden Morgen stehen sie früh auf, „weil sie noch die Wohnung machen. [...] Damit es ordentlich aussieht, wenn sie heimkommen. Nichts zu machen.“ (42) Zu Hause tragen Conny und Peter spezielle Lederhausschuhe, aber Sabine als Gast bringt Dreck rein und Peter kommt mit dem Staubsauger, um ihn sofort abzusaugen. Ihre Hunde darf Sabine nicht mit hineinnehmen, „[d]a paßt Peter auf. Er will die Hundehaare nicht in den Räumen haben, weil sie überall festsitzen und schlecht wegzukriegen sind.“ (35) Beim Fernsehen sitzt Peter schräg, weil der Sessel

„eigentlich zum Fenster hin ausgerichtet ist“, aber wenn er den Sessel drehen würde, blieben Druckstellen auf dem Teppichboden. „Und die gehen so schlecht weg.“ (37)
 „Vor einem Jahr haben sie die Küche gekauft, eine Superausstattung für ein Heidengeld. [...] Peter hat damals die Regel aufgestellt, daß nicht gekocht werden darf. Sie haben es durchgehalten und essen mittags in der Stadt, oder gehen aus.“ (36) Kaffee darf Conny in der Küche kochen. (37) Sie haben auch „ein voll eingerichtetes Kinderzimmer“, aber Conny ist sich nicht so sicher, ob das Kind zu der Ordnung passt; „Wenn ich an den Peter denke. Stell dir vor, das Kind macht in die Windeln. Es wird Katastrophen geben.“ (37)

In Conny kann man eine moderne Version des ‚Puppenfrautyps‘ sehen, dessen wohl bekannteste Personifikation Henrik Ibsens Nora Helmer ist. Conny sitzt makellos und anmutig in ihrem Puppenhaus, in dem nicht gespielt werden darf und verfolgt gehorsam die Regeln und Meinungen ihres Mannes, bis es ihr eines Tages zu viel wird.

Eines Tages kündigt Conny an, dass sie es nicht mehr bei Peter aushält. „Er macht mich verrückt. Ich muß in der Wohnung sitzen wie in einem Glaskasten. Und er putzt herum. Das macht mich verrückt.“ (80) Sie sitzt bei ihrer Mutter und will nicht mehr zu Peter zurück. Peter ist ausser sich: „Sie liebt mich nicht mehr“, heult Peter. [...] „Sie kriegt alles, was sie will. Wenn sie nur kommt. Das Kind kann sie haben und die Uhr, die sie immer wollte, die an der Goldkette. Alles, alles. Wenn sie nur zurückkommt.“ (79) Bäckertante und Sabine können Conny nicht verstehen. Bäckertante meint: „Du hast einen Mann, der gut ist, der dir die Füße waschen würde. Ich meine, er hat ja alles gemacht, der Peter. Du brauchtest ja keinen Finger zu krümmen. Und dafür solltest du deinem Herrgott auf den Knien danken sollen. So gut hattest du es, nicht wie ich, die alles allein machen mußte, nachdem der Papa so plötzlich gestorben ist.“ (125) Sabine versteht Conny nicht, weil Peters Benehmen ihrer Vorstellung von wahrer Liebe entspricht.

Letztlich verrät Conny Sabine, dass sie sich in einen anderen Mann verliebt habe. Sabine versteht nicht, wie so etwas passieren kann: „Wie kommst du denn darauf. Du kennst doch keinen anderen. Ihr seid doch immer zusammen, der Peter und du. Abend für Abend.“ (80) Connys neue Liebe ist Rainer vom Reisebüro. „Sie sind den ganzen Tag in einem Zimmer zusammen.“ (81) Er ist „ganz anders“ als Peter: „lustig, frei und

großzügig.“ (82) Aber bei Peter ist alles da; Ordnung und ihre Möbel. Da Conny sich zwischen den Männern nicht entscheiden kann, schlägt Sabine eine Astrologin vor. Diese sieht sofort in ihren Karten, dass die Ehe von Conny schon lange kaputt und dass sie innen drin schon halb tot ist. (86) Sie gibt Conny einen Ratschlag: „Sie müssen leben. Erst Koffer packen und leben. Und alles andere findet sich von selbst.“ (86)

Auf Ratschlag der Astrologin zieht Conny von Peter weg und lässt sich scheiden. Sie wohnt mal bei der Bäckerante, mal bei Rainer. Peter hegt immer noch Hoffnung, dass Conny „in ihr Nestchen“ zurückkommt. Und Conny kann sich immer noch nicht entscheiden, „[a]m liebsten hielte sich Conny beide warm.“ Sie hat Angst davor, dass es mit Rainer auch nicht klappt und sie auf der Strasse steht. Solo. Das könne sie nicht aushalten. (81) Sie möchte frei sein, oder wenigstens sich frei fühlen, aber andererseits auch „doch weiter nichts als in die Arme genommen werden,“ jemanden haben, den sie liebe für immer und ewig. (124, 125)

Aus dem Blickwinkel der psychoanalytischen Theorie, und vor allem der von Kristeva, kann man argumentieren, dass, weil Conny sich mit einem weiblichen Vorbild bzw. mit der Mutter identifiziert hat, sie im Marginal der patriarchalischen Ordnung liege, außerhalb der Kultur und der Sprache und somit keine eigene Subjektivität habe. (vgl. Kap. 4.1 in der vorliegenden Arbeit) Ihre Position wird durch das Verhalten ihres Ehemannes noch zusätzlich herausgestrichen; auch wenn Peter keine so deutliche Autorität darstellt wie Sabines Vater, regelt er bis ins kleinste Detail Connys Leben und steht somit sowohl konkret als auch symbolisch für die Ordnung; es gibt ein Subjekt, ihn, wobei Conny die Position als das Andere zugewiesen wird. Sie wird durch Unfähigkeit zu Entscheidungen und das Gefühl der Ich-losigkeit charakterisiert. Sie jammert: „Ich weiß nicht, was ich machen soll. Jemand muß mir sagen, was ich tun soll.“ (81) „Ich möchte auch gern mal ich selbst sein. Aber ich weiß nicht, wie.“ (85) Sie hat auch Angst allein zu bleiben, ohne Mann.

Wie Juliet Mitchell in Bezug auf die psychoanalytische Theorie festgestellt hat, soll diese nicht als normativer, sondern eher als deskriptiver Ansatz interpretiert werden. Sie stelle eine Analyse der traditionellen Gesellschaft dar und somit sei auch die Identitätsänderung durch eine Veränderung der sozialen Verhältnisse möglich. (vgl. Kap. 4.1 oben) Auf der gesellschaftlichen Ebene sind Veränderungen schon geschehen,

und den Anstoß, die vorhandenen Möglichkeiten wahrzunehmen gibt die Astrologin mit ihrer Ermahnung den „Koffer zu packen und zu leben“ (84). Anders als ihre Schicksalsgenossin Nora schließt Conny aber nicht die Tür entschlossen hinter sich, sondern pendelt zwischen ihrer Mutter und den zwei Männern. Wichtiger als Unabhängigkeit und Freiheit ist für sie Liebe und Glück. Selbst sieht sie das grundlegende Problem ihres Lebens nicht in ihrer Rolle, sondern in dem Putzwahn ihres Mannes. Dies wird außer aus ihren Kommentaren über Peter, auch dadurch deutlich, dass für sie die besten Eigenschaften von Rainer seine Freiheit und Großzügigkeit sind, und dass später die Hundehaare in seiner Wohnung zum größten Problem in der Beziehung werden. Eher als die große Liebe ist Rainer für sie die erstbeste Zuflucht, die erste Möglichkeit, ihrer Situation zu entkommen. So wird Rainer zum Ausdruck von Connys Leiden und stellt damit keine neue Wende in ihrem Leben bzw. keine Möglichkeit zu einem Ausstieg aus ihrer Rolle dar.

Wie Connys Beziehungen mit Peter und Rainer enden, erfährt der Leser nicht. Etwas später hört Sabine von ihrer Mutter, dass es der Conny jetzt auch gut gehe. „Die Conny hat jetzt einen Holzhändler. Stinkreich, sagt die Bäckertante. Und die Conny hat alles, was sie will. Die braucht nicht mehr zu arbeiten. Der liest ihr jeden Wunsch von den Augen ab. Hat zwei Häuser oder drei. [...] Der Conny geht's jetzt so gut, daß sie keine Zeit hat, nach Hause zu kommen. Für die ist es glücklich ausgegangen. [...] Die jedenfalls hat ihre grosse Liebe gefunden.“ (195) In Sabines Augen sieht aber der Holzhändler so aus, „dass man es sich kaum vorstellen kann, dass er die große Liebe von Conny sein soll. Er ist klein und dick mit wenigen Haaren auf dem Kopf [...] Er ist kein schöner Mann. [...] Der Holzhändler ist ein Kopf kleiner als Conny. Daß die Conny das akzeptiert hat, wundert Sabine. Und alt dürfte er sein, fünfzig mindestens.“ (217, 218) Conny, die schon immer schick war, ist jetzt „ausgesprochen elegant. Dünnere ist sie geworden und trägt die tollsten Sachen. Teuer, das kann man sehen.“ (217)

Conny versichert Sabine, dass sie jetzt richtig glücklich sei: „Ich könnte es mir nicht besser wünschen. Alles, was vorher war, ist vergessen. Ich hab's so gut, wie du dir nie vorstellen kannst. Jeden Sonntagmorgen bekomme ich ein Geschenk, und wenn ich mit ihm verreise, darf ich einkaufen gehen. Sachen, nur für mich und bis tausend Mark. Stell dir vor, die *Freiheit*, die ich habe.“ (218) [Hervorhebung K. K.] In Wirklichkeit hat Conny das letzte bisschen Freiheit, ihr Leben und ihren Körper geopfert, als Zahlungsmittel

für die teuren Dinge: „Was will man denn? Jemanden, der gut zu einem ist, der dir alle Wünsche erfüllt, bei dem du dich geborgen fühlst. Arbeiten *brauche* ich nicht mehr. Natürlich nicht. Ich bin nur noch für ihn da. Er ist so oft weg. Wenn er nach Hause kommt, bin ich schön und verwöhne ihn. Was kannst du als Frau mehr wollen?“ (219) [Hervorhebungen K. K.] Zu Sabines Frage, wie sie ihn anfassen könne, meint sie: „Für all diese Dinge, die ich bekommen habe, mußt du schon was tun. Du wirst ja reichlich belohnt.“ (219) Beim Kaffeetrinken isst Conny keinen Kuchen mehr und Kaffee trinkt sie mit Süßstoff. „[...] jetzt achtet sie besonders auf ihre Figur. Um die nackte Taille trägt sie ein verplombtes Goldkettchen, damit sie jedes Gramm Übergewicht spürt. Für den Holzhändler muß die Conny schick sein.“ (218)

Auf der Suche nach dem Glück, das für Conny offensichtlich das gleiche ist, wie ein leichtes Leben und teure Kleider, Schmuck aus „weithin sichtbar strahlendem Gold“ und Geschenke, hat sie nicht nur ihre Freiheit aufgegeben, sondern auch den früher so wichtigen Wunsch, „jemanden zu haben, den sie liebe für immer und ewig“. (125) Auf Sabines Frage, ob sie den Holzhändler auch liebe, antwortet sie: „Ich bin sehr, sehr glücklich. Aber du, was machst du so?“ (219)

Auch wenn Connys Rolle bei Peter die einer passiven Puppenfrau ist, hat sie für ihn einen menschlichen Wert. Beim Holzhändler wird sie zum bloßen Körper reduziert, zu einem Objekt, das zu Hause sitzt und wartet, dass der Mann kommt und es benutzt. Der Holzhändler behandelt Conny wie ein Dienstmädchen, herablassend und kommandierend. Als Sabine bei ihnen zu Besuch ist, spielt der Holzhändler den ganzen Abend lang Skat mit seinen Freunden, ohne Sabine und Conny zu beachten. Conny spricht er nur an, um mitzuteilen, dass er Hunger hat; „Soll die Conny jetzt laufen und was zu essen besorgen, es ist Mitternacht und die Conny will nicht, da nimmt der Holzhändler den Kaffeefilter mit dem ganzen Kaffeematsch im Filterpapier und wirft ihn nach der Conny. Die aber duckt sich, und der Filter kracht gegen die offen stehende Tür. [...] Der Holzhändler lacht schallend, [...] dann patscht er ihr wieder auf den Hintern. ‚Nun lauf schon, Liebling‘, sagt er.“ (250) Sabine und Conny holen Essen aus einem chinesischen Restaurant. „Der Holzhändler nimmt sich aus den Dosen, schiebt sie anschließend über den Tisch. ‚Na, da nehmt euch, *Mädchen*‘, sagt er.“ (250) [Hervorhebung K. K.] Noch deutlicher als Peter steht der Holzhändler für die patriarchalische Ordnung, und Connys Position ist noch schwächer geworden. In

Sabines Augen „wirkt der Holzhändler laut, obwohl er nichts sagt und sie alle sowieso stumm essen, aber Sabine hat trotzdem das Gefühl, daß der Holzhändler brüllt, anders als der Vater, dem es manchmal herausplatzt aus irgendeinem Anlaß, eher so mit dem ganzen Körper, gewaltsam, als ob gleich der Stuhl unter ihm brechen würde.“ (248)

Später kommt Conny zu Sabines Hochzeit, „aber sie kann nur am Kaffeetrinken teilnehmen, weil der Holzhändler sie später abholt und sie ins Ruhrgebiet fahren.“ (263) Vor dem Hintergrund, dass sie Sabines einzige Freundin ist, sie sich seit ihrer Kindheit kennen und dass es sich um Sabines Hochzeit handelt, liegt es auf der Hand zu sagen, dass der Beschluss zu fahren, nicht Connys eigener ist. Vielmehr geben die zahlreichen Reisen des Holzhändlers den Eindruck, dass er Conny wie ein Reisegepäck mitschleppt, ohne sie um ihre Meinung zu fragen. Auf der Hochzeit „sieht die Conny auch glücklich aus. Sie ist noch schmaler geworden. Unter ihrem Kostüm aus aprikosefarbigem Borkenkrepp fühlt Sabine das Taillenkettchen. Bestimmt hat sie es noch enger schmieden lassen.“ (263, 264) Das Kettchen um Connys Taille ist nicht nur ein Verweis auf ihren körperlichen Zustand, sondern auch ein Symbol für die Forderungen, die sie erfüllen muss, um das ‚Glück‘ aufrechtzuerhalten. Das Abmagern ihres Körpers lässt sich als Symbol für ihre verschwindende Identität, für eine wachsende Ich-losigkeit und für ihre wahre Gefühlswelt interpretieren. Das letzte Mal als Sabine sie sieht, *sieht* sie noch glücklich *aus*, sagt aber selbst nicht mehr, dass sie glücklich sei.

Trotz des glücklichen Aussehens wird das Kettchen Mal für Mal kürzer, bis eines Abends Sabines Mutter sie anruft. „Die Conny ist nämlich tot, und es war so, daß man sie gefunden hat, mit durchschnittener Kehle, weil sie ausgerutscht war auf dem Korridor oder gestolpert, und mitten durch die Glastür ist sie geflogen, die Scherben haben ihr die Kehle durchgeschnitten, sie hing noch in der Tür, der Holzhändler sagt, es sei ein Unfall gewesen, ob sie das glaube [...]“ (277)

Connys Geschichte kann als Stellungnahme gegen den ‚Imperativ‘ des Strebens nach dem persönlichen Glück gelesen werden (siehe Kap. 4.3 in der vorliegenden Arbeit); Conny opfert ihr ganzes Leben, verzichtet auf alles andere, um etwas zu erreichen, von dem sie glaubt, dies würde sie glücklich machen. Und letzten Endes ist es eben das erreichte ‚Glück‘ das sie zugrunde bringt: ohne Liebe und ohne Freiheit, abgemagert und einsam inmitten aller Kostbarkeiten begeht sie Selbstmord.

Darüber hinaus lässt die Art und Weise, wie Conny geschildert wird, sie als eine Verkörperung des patriarchalischen Diskurs lesen, in welchem der Frau den Status als das Andere, als ein für den Mann existierendes Objekt, ohne eigene Subjektivität zugesprochen wird. Damit erhält Connys Tod auch die Funktion eines symbolischen Tods dieses Frauenstatus.

9.4 Sabine

Das Hauptthema des Romans ist Sabines Identitätsentwicklung bzw. ihre Reise durch verschiedene vorgegebene Subjektpositionen auf eine eigene, selbst konstituierte Position und eine eigene Subjektivität zu. Dieses Hauptthema lässt sich in sechs Unterthemen einteilen, die jeweils unterschiedliche Aspekte vom Hauptthema erläutern. Obwohl ich die Unterthemen voneinander getrennt behandle und sie für die Analyse in sechs Unterkapitel eingeordnet habe, stehen sie in einer dynamischen Beziehung zueinander und wirken aufeinander ein. Im ersten Unterkapitel wird auf das Grundproblem des Romans, auf Sabines Dilemma zwischen zwei kontroversen Subjektpositionen eingegangen. Im zweiten Kapitel wird der bewusste Identitätsfindung, im dritten die Entwicklung der Subjektivität analysiert. Im vierten Kapitel wird von der Betrachtung von Sabines innerem Leben auf ihre soziale Umgebung übergegangen und ihre Karriere und ihr Verhältnis zur Arbeit untersucht. Im Kapitel fünf werden Sabines Männerbeziehungen analysiert. Das sechste Unterkapitel ist ihrer Einstellung zu ihren Kindern und dem Muttersein gewidmet. Darüber hinaus, dass diese Themenbereiche im Roman vorkommen, können sie als Elemente betrachtet werden, die nicht nur Sabines Frausein und ihre Identität als Frau definieren und bestimmen, sondern auch die realen Verhältnisse der Frauen in der heutigen Gesellschaft abbilden.

9.4.1 Die Wahl: Hausfrau oder Karrierefrau

Am Anfang des Romans befindet sich Sabine in einer schwierigen Situation: mit 22 Jahren ist sie „schon ganz oben“, (9) wie die Mutter sagt, Vorstandssekretärin. Sie ist unabhängig und kann sich alles leisten. Was ihr aber fehlt, ist der Mann. „Es ist die

Geschichte vom Topf und dem passenden Deckel, der ihr noch fehlt.“ (39) Aber wie die Mutter sagt: „[m]an kann nicht alles haben. Beruf oder Familie.“ (11)

Es handelt sich hier um zwei Subjektpositionen, um die traditionelle Position der Frau, das Hausfrauendasein, und um die Position einer modernen alleinstehenden, erfolgreichen Karrierefrau. Aus dem psychoanalytischen Blickwinkel betrachtet stellt die Hausfrauenposition die traditionelle, marginale Position der Frau dar, die in Sabines Fall konkret die Identifikation mit der Mutter voraussetzt. Wie aber Mitchell bemerkt, könnte eine Veränderung der sozialen Verhältnisse zur Änderung der weiblichen Identität bzw. zum Herauskommen aus dem Marginal führen. In der Gesellschaft, in welcher Sabine lebt, haben die Frauen die Möglichkeit, andere Positionen zu wählen als die traditionelle. Sabine hat sie auch wahrgenommen und sich für die Position einer selbständigen, berufstätigen alleinlebenden Frau entschieden. Eine Veränderung der traditionellen Ordnung bringt aber nicht unbedingt einen Ausweg aus dem Marginal, und vor allem nicht, wenn es um vordefinierte Subjektpositionen geht. Im Laufe des Romans wird deutlich, dass die wahre Lösung für das Problem der weiblichen Subjektivität weder die Übernahme einer maskulinen Subjektivität noch die Einnahme einer anderen für Frauen vorgesehenen Subjektposition sein kann. Das erste ist der Fall, weil die Frau im braiddottischen Sinne ohnehin körperlich (embodied) ist, das zweite, weil eine bereits für Frauen konzipierte Position eine weibliche Identifikation voraussetzt, und die Frau folgerichtig auch in dieser neuen Position nach wie vor im Marginal und ohne eigene Subjektivität bleibt, auch wenn sie Freiheit und Selbstbestimmung anzubieten scheint.

Der beinahe zwanghafte Wille Sabines, sich in die Position der Hausfrau hineinzusetzen, einen Mann zu finden, zu heiraten, eine Familie zu gründen und mit den Kindern zu Hause zu bleiben, lässt sich mit der Theorie von Althusser erklären (siehe Kap. 4.3.3 oben). Dieser Diskurs, der die traditionelle Frauenrolle für die einzig mögliche hält, wird weiter in der vorliegenden Arbeit mit dem von Michèle Barret entworfenen Begriff *Familienideologie* bezeichnet.

Zu Hause und in dem Dorf, in welchem Sabine wohnt, ist es selbstverständlich, dass eine Frau einen Mann braucht, um vollständig und glücklich zu werden. „[M]an läßt es sie spüren, daß eine in ihrem Alter, die ohne Anhang ist, ohne Mann, ohne Kind, wirklich nur eine halbe Portion ist.“ (15) Und „zu Hause gilt: nur ein Mann kann eine

Frau glücklich machen, und daß Sabine manchmal traurig aussieht, liegt daran, daß kein Mann in der Nähe ist. Das ist einfach, dieser Satz wird oft ausgesprochen und er stimmt.“ (39) Auch für Sabine ist es selbstverständlich, dass sie einen Mann braucht, der sich um sie kümmert. Danach wäre auch alles leichter und sie wäre nicht mehr „in der Situation, immer für sich selbst entscheiden zu müssen.“ (7) Ihre Schwester Beate „hat’s gut. Alle kümmern sich um sie.“ (194) Sie „sitzt in satter Geborgenheit. Die ist verheiratet.“ (7) Als Sabine es dann geschafft hat, zu heiraten, will sie die erarbeitete Position um jeden Preis behalten. Auch wenn die Familienideologie um sie herum bröckelt und sie zugeben muss, dass sie sich „alles anders vorgestellt hatte“, und später, als ihr Mann Eberhard sie betrogen und belogen hat, ist sie bereit, alles zu vergessen und zu vergeben, um alles so zu haben „[w]ie es sich gehört: eine Frau, ein Mann“ (52) Erst als sie ihr altes Leben aufgeben, umziehen und neue Leute kennenlernen muss, sieht sie ein, dass es auch Alternativen gibt.

Die andere Position, die einer selbständigen, erfolgreichen Karrierefrau lässt sich nicht mit Selbstverständlichkeit oder Tradition begründen. Sie ist eine bewusste Wahl. Trotzdem ist die Wahl, wie es sich zeigt, eine Folge der gesellschaftlichen Machtausübung. Hierbei arbeitet die Macht bzw. die Diskurse, welche diese Position geschaffen haben und aufrechterhalten, nicht mehr durch Zwang oder Strafe, sondern durch Versprechen und Verlockung (vgl. Kap. 4.3.3 oben). Die Position der erfolgreichen Karrierefrau scheint soziales Ansehen, Freiheit, Selbständigkeit und Glück mit sich zu bringen. Da es sich aber um eine vordefinierte Position handelt, sind ihre Grenzen genau gezogen und stark einschränkend. Dies wird eindeutig darin, dass Sabine sich äußerst viel Mühe geben muss, um innerhalb dieser Position zu bleiben; sie achtet sehr auf ihr Verhalten, Aussehen und ihre Kleidung, damit alles so aussieht, wie es sich in dieser Position gehört und versucht, ihre Stellung mit verschiedenen Statussymbolen zu unterstreichen. Die Art der Position, wie sie konstruiert ist und gelebt wird, im Grunde aber kaum der Existenz einer realen Frau entsprechen kann, kommt dem Gedanken von Rosi Braidotti über die Rückkehr der Metaphorisierung des Weiblichen nah: die Frauen werden als „objects of consumption in our society, just like many other cultural goods“ betrachtet (siehe Kap. 4.3.3 oben). Vor diesem Hintergrund lässt sich wie Elam feststellen, dass die Übernahme einer vordefinierten Subjektposition letztendlich bedeutet, ein Objekt zu sein, da es Anpassung an eine fertige Repräsentation voraussetzt. (vgl. Kap. 4.3.3 oben.)

Einen Ausweg aus dem Marginal und eine eigene Subjektposition findet Sabine erst, als sie alle fertigen Subjektpositionen hat aufgeben müssen. Dies setzt aber keinesfalls einen totalen Widerstand gegen die Gesellschaft oder Ablehnung der sozialen Konventionen voraus, sondern einen strategischen und dynamischen Umgang mit den verschiedenen angebotenen Möglichkeiten und Erwartungen der Gesellschaft sowie, oder vor allem, dass Sabine sich selbst als ein handelndes, denkendes, aktiv und bewusst sich steuerndes Subjekt wahrnimmt.

9.4.2 Bewusste Identitätsfindung

9.4.2.1 Die Bedeutung des Äußeren, der Statussymbole und des korrekten Benehmens

Am Beispiel der Beschreibungen von Sabine zeigt sich, dass man, von der Identität als einer Konstruktion sprechen kann, die man bewusst bearbeiten und verändern kann. Sabine ist sich sehr bewusst, dass sie die Weiblichkeit ständig repräsentiert und deswegen legt sie großen Wert darauf, dies so zu machen, dass andere das von ihr gewünschte Bild von ihr bekommen, d. h. dass Sabine in den Augen der anderen als eine erfolgreiche, selbstbewusste Karrierefrau erscheint. Das Repräsentieren wird ihr so wichtig, dass ihr ganzes Wesen auf das Äußere reduziert wird, und das Sein durch das Aussehen ersetzt wird, nach dem Motto „[d]er hat es gut, der gut aussieht.“ (7) Ihr Ich-Gefühl bzw. ihre Identität basiert darauf, was andere über sie denken, und so ist Sabine von den Meinungen der anderen über sie abhängig. Die Statussymbole, welche sie sich angeschafft hat, bekommen ihre Bedeutung bzw. ihren Wert erst dadurch, dass andere Sabine deswegen bewundern bzw. dass sie glaubt, dass sie ihretwegen bewundert wird. Hier kommt das, was Gerhard Schultze als „Rationalität des Erlebnisses“ bezeichnet, zur Geltung; die teuren Güter, die Sabine besitzt, dienen nur als Mittel um das Gefühl zu erreichen, dass sie so sei, wie sie sich zu sein wünscht. Wenn sie kein dieses Gefühl verstärkendes Feedback von der Umgebung bekommt, sind die Güter für sie von keinerlei Bedeutung. (Vgl. Kap. 4.3.4 oben.)

Während der Zeit, in welcher Sabine noch als Vorstandssekretärin arbeitet und versucht, sich möglichst gut in diese Position einzuleben, wird Sabines Aussehen genau beschrieben. Es wird betont, dass sie von Natur aus wie nichts aussieht und sich deswegen so viel Mühe geben müsse, um die richtige Art von Aussehen zu erreichen. Diesen so entstehenden, in seiner Offensichtlichkeit beinahe tragikomischen Widerspruch kann man als Hinweis darauf interpretieren, dass Sabine dieser Position nicht gewachsen ist. „In ihrer Position hat sie mit Kleidung herausstreichen müssen, was sie ist: elegant, etwas teuer [...]“ (192) „Sie investiert in sich“ und ist „angezogen wie aus einem Journal [...]“ (143) Und „das ist schwierig genug gewesen, denn leider sieht Sabine im Grunde genauso aus, wie die Mutter das mit einem Wort bezeichnet: wie eine Spitzmaus.“ (192) Sie hat eine „piepsige Stimme“ (94) und sie ist mager. „Nichts hinten, nichts vorn.“ (12) Aber Sabine gibt sich Mühe, denn [w]enigstens schön will sie sein.“ (17) „Sabine versucht, ihre Blässe zu vertuschen und benutzt kräftig Lidschatten.“ (19) „Ihr Haar ist frisch eingefärbt. Kein Ansatz zu sehen. Alles wirkt gleichmäßig blond, silbern. Oben sind die Haare glatt und unten lockig. Auf alle Fälle muß das Gesicht von Locken umrahmt sein, die von ihrem schmalen Kopft ablenken.“ (18) Mit der richtigen Kleidung, Locken und kräftigem Make-up „sieht [sie] gut aus. Sauber, schick, und ein bisschen teuer. So, daß man es sehen kann.“ (19)

Auf das erste Date mit Eberhard bereitet sich Sabine mit besonders viel Mühe vor. Als dieser es dann unterlässt, Sabine abzuholen, sorgt sie am nächsten Tag für die richtige Art von Aussehen, damit die Familie sie zutreffend zu behandeln weiß. „Sie steht auf und wäscht sich. Kein Make-up. Heute ist sie die Trauernde. Es wird ein Familientag [...] man lacht, Sabine auch. Ablenkungsmanöver. Sabine nimmt es zur Kenntnis. Sie genießt es, ist Mittelpunkt, obwohl keiner über das Vorkommnis ein Wort verliert. Aber alle wissen Bescheid. Deswegen ja diese Vorstellung. Sie trägt ihre Trauer mit Stolz. Sitzt groß und schmal und bleich vor dem Spielbrett. Die Haare strähnig. Man sieht es ihr an, ihr Schicksal, aber auch ihre Kraft. So leicht ist sie nicht kleinzukriegen. Nicht vor der Familie.“ (109) Für Sabine ist typisch, dass sie auch ihre Gefühle, statt darüber zu sprechen, weitgehend mit ihrem Äußeren signalisiert. In dieser Passage kommt außerdem Sabines Vorstellung davon deutlich zur Geltung, sie und ihre Angelegenheiten stünden immer im Zentrum des Interesses der anderen. Der ironische Klang der Beschreibung ist deutlich.

Einen bedeutenden Stellenwert im Roman erhalten verschiedene Statussymbole, mit denen Sabine versucht „herauszustreichen [...], was sie ist [...].“ Denn „[i]n dem kleinen Ort, in dem sie wohnen, sehen alle, was man hat. Und nach dem, was man hat, wird man gemessen. Nach dem Haus, nach dem Mann, nach dem Auto. Nach Stereoanlagen, nach Apfelbäumen. Nach Kindern und Klamotten.“ (13)

Am Anfang des Romans ist Sabine mit ihrer Mutter in einem Pelzwarenladen, um sich einen Pelz zu kaufen. „Sabine legt sich den weißen Pelz um die Schultern, dreht sich vor dem bodenlangen Spiegel in Melchers Geschäft. Der Blaufuchs ist ihr Traum. Weiß und weich und leicht. Eine Schneeflocke und Sabine als Schneekönigin. Weiß, die Farbe der Prinzessinnen. Der Bräute.“ Die Mutter erinnert der Pelz aber „an diese Dingsda, du weiß schon, an Dirnen. Du mit deinem blonden Haar. Blaß bist du wie ein Käse. Du Spitzmaus.“ Aber nach Sabines Ansicht ist der Pelz „’unsagbar teuer. Wirklich ein Traum. [...] Mit echten Pelzen ist das so wie mit gutem Schmuck. Das hat seinen Wert. [...] Jede Frau, die auf sich hält, sieht teuer aus.“ (7) „Auch daß sie mager ist, umhüllt der Fuchspelz. [...] [I]m Fellchen [...] sieht sie nach was aus. Ja, so stellt sie etwas dar.“ (12) Auf Mutters Rat hin kauft Sabine aber nicht den weißen Mantel, sondern eine Rotfuchsjacke. Am nächsten Tag im Zug wird ihr klar, „daß sie die Jacke überhaupt nicht mag. Sie hätte nicht nachgeben und sich die weiße kaufen sollen. Man sollte sich seinen Traum erfüllen, immer und immer. Sonst ist man nicht zufrieden. Zufriedensein, das ist wichtig, das ist Glück.“ (19) Sie bringt die Jacke zurück in den Laden und kauft sich stattdessen den weißen Mantel. „Viele Tausend Mark. Geldausgeben tut gut. Geldausgeben können. Soll sie das vielleicht horten?“ (145) „Der Mantel ist unbequem. Aber gut für ihr Selbstwertgefühl. Immerhin.“ (150) Als sie den Streckertoni am Bahnhof trifft, vermutet sie, dass sein zurückhaltendes Verhalten an dem Mantel liegt, und „er hat Angst vor ihr. Nun, wie sie aussieht, kann keiner so leicht an sie ran. Das Stückchen Pelz zwischen ihnen ist wie eine dicke Mauer.“ Toni fragt sie, ob sie keine Angst habe, dass jemand ihr den Pelz klaut. „’Ich meine, [sagt Toni] für manche Leute ist das ein kleines Vermögen, was du mit dir herumträgst. [...] Anderen geht es nämlich nicht so gut. Die müssen rechnen.’ [...] Richtig. Warum auch nicht. Sie verdient viel Geld. Sie kann es ausgeben, wie sie will.“ (160) „Als die Mutter [zu Hause] ihr den Pelz abnimmt und er dann an der Garderobe hängt, mag sie den Mantel nicht mehr.“ Sabine meint, er sehe „’doch bescheuert aus.“ (161)

Besonders bei dem Pelz kommt die Einsicht zur Geltung, dass das Besitzen an sich von keiner Bedeutung für Sabine ist. Die kleine Bemerkung von Toni reicht aus, dass sie ihre Meinung ändert, und „das himmlische Stück“ (145) verwandelt sich in Sabines Augen zu einem bescheuerten, gefederten Stück, den das Melcher ihr gar nicht hätte verkaufen dürfen. (161, 162) Sabine fühlt sich betrogen und trägt den Mantel danach nicht mehr.

Sabine hat auch ein Auto, ein metallicotes, das sie *Barbie* nennt. Sie fährt mit dem Auto auch die kleinsten Strecken, denn „ohne Auto käme sie sich arm vor. Sabine ohne alles. Was hätte sie davon?“ (183) Das Auto „ist für sie ein Symbol, das für Freiheit steht, für Stärke, für Rückgrat, Selbstbewußtsein.“ (165) „Schon in der Lehre hatte sich Sabine vorgenommen, einmal unabhängig zu sein. Freiheit, das hieß: weg von Bus und Bahn, von wartenden Leuten und kalten Füßen. Freiheit hieß auch Besitz, etwas vorzeigen zu können.“ (13) „Als sie [im Auto] sitzt und den Motor laufen läßt, kommt sie sich vor wie in einer warmen Höhle. [...] Eine herrliche Straße, die immer geradeaus führt. Hier hat sie das Steuer in der Hand. [...] Sie läßt sich überholen, sieht nicht zur Seite. Nur auf die glatte Fahrbahn. (29)

Das Auto, *Barbie*, kann man als Symbol für ihre Position, für die getäuschte Freiheit sehen: es ist eine schützende Schale, innerhalb derer Sabine sich geborgen fühlt, weil niemand hinein kann. Sie hat das Gefühl, selbst zu steuern, obwohl der Weg geradeaus führt. Eben dieser gerade Weg lässt Sabine sich sicher fühlen. Sie sieht nicht zur Seite, und nimmt auch nichts anderes wahr. So interpretiert erscheint der Name *Barbie* gleichzeitig treffend und ironisch; statt tatsächlicher Freiheit und Selbstbewusstsein ruft der Name Assoziationen an eine zierliche, blonde Puppe, mit der gespielt wird, hervor. Eines Tages hat Sabine einen Unfall mit ihrer *Barbie*, das „Auto sieht aus wie eine Ziehharmonika“ und wird abgeschleppt. (155) *Barbie* wird repariert und ihr zurückgeliefert, aber Sabine „weiß nicht, ob sie sich über die zurückgekehrte *Barbie* freuen soll. Manchmal möchte sie, daß mit irgend etwas Schluß sein sollte, mit Teilen ihres Lebens, mit ihren schlechten Erfahrungen oder einfach mit ihrer ganzen Vergangenheit. Die *Barbie*, obwohl sie das Auto liebt, [...] ist Teil dieser Vergangenheit. Ein neues Modell wäre ein Neuanfang gewesen.“ (165)

Als Sabine arbeitslos wird, muss sie auf das Auto verzichten, aber sobald sie wieder einen Job bekommt, kauft sie sich ein neues. In der Ehe mit Eberhard, als Sabine ihr

zweites Kind bekommen hat und zu Hause bleibt, wird als erstes Sabines Auto verkauft, mit der Begründung: „Was braucht sie ein Fahrzeug, wenn sie doch nur zu Hause rumsitzt.“ (273) Später, als Sabine sich scheiden lassen hat und als alleinerziehende Mutter mit ihren Kindern in Frankfurt wohnt, kauft sie sich wieder ein Auto. Über das Aussehen des neuen Autos wird aber nichts erwähnt. Es bekommt auch einen ganz anderen Stellenwert als einst *Barbie*; der Wagen wird am neuen Arbeitsplatz zur Voraussetzung und zum Symbol für die wahre Gleichberechtigung.

Andere Mittel, mit denen Sabine ihre Identität aufzubauen versucht, sind eine Bräunungscreme, die „*Natürliche Bräune, ganz im Trend der sportlichen, gesunden Menschen von heute*“ (163) verspricht und ein Alkoholkorb, den sie zusammenstellen lässt, auch wenn sie selbst „kaum Alkohol trinkt, Apfelwein mal, wenn es sein muss.“ (134) Es ist aber „schon immer ihr Traum gewesen, eine eigene Getränkebar zu haben, die mit denen in den tollen Wohnungen, die man im Fernsehen sieht, konkurrieren kann.“ (134) Auffallend bei diesen beiden, wie auch bei anderen Statussymbolen ist, dass Sabines Bemühungen damit auf die eine oder andere Weise scheitern. Dies kann man als Hinweis auf die Unmöglichkeit bzw. den unpassenden Charakter der von ihr gesuchten Identität interpretieren.

Sabine legt auch Wert darauf, sich gemäß ihrer Position zu verhalten; selbstbewusst, höflich und so, wie sie es gelernt hat, dass eine Vorstandssekretärin sich zu benehmen hat. Sie erwartet ein ähnliches Benehmen auch von den anderen, die auf gleicher sozialer Ebene mit ihr stehen. Sabine versucht ihr Bestes und kann nicht verstehen, warum es im Umgang mit den Menschen Probleme gibt. Anhand der Reaktionen der anderen kann aber der Leser deutlich sehen, wie übertrieben Sabines Bestreben ist. Am ersten Tag in der Bank, als sie ihre Stelle als Vorstandssekretärin antritt, weiß sie „auf Anhieb, daß sie sich mit der einen, die eben so ironisch gesprochen hat, nie verstehen wird. Alles deutet auf Konflikte hin. Schon die Kleidung der anderen irritiert sie. Sabine hat Sekretärinnenkurse besucht. Da hat man es ihr anders beigebracht. Und niemals darf man wie ein Droschkenkutscher auf dem Schreibtisch sitzen.“ (20) Es handelt sich hier um Frau Rost, die, als Sabine hereinkommt „auf dem Schreibtisch der anderen sitzt, mit übergeschlagenen Beinen, um die sich viel schwarzer Baumwollstoff wickelt.“ (20) Frau Rost stellt eine Art Gegenpol zu Sabine dar, auch wenn sie auch Vorstandssekretärin ist. Sie ist innerlich selbstbewusst, zeigt offen, wenn ihr etwas nicht gefällt, und kann

zugeben, wenn sie etwas falsch gemacht hat. Zu dieser ‚Rivalin‘ von Sabine verhält sich Sabines Chef relativ rücksichtsvoll, wogegen er sich, wie es sich zeigen wird, Sabine gegenüber eher herablassend benimmt. Im Gegensatz zu Frau Rost ist Sabine „[...] immer nett zu Leuten. Sie kann gar nicht anders. Alle muß sie anlächeln. Das soll Selbstbewußtsein zeigen. Obwohl die Angst sich in ihr ausdehnt.“ (9) Der Name Rost gibt deutlich zu verstehen, welche Gefühle Sabine der Kollegin gegenüber hat.

Einmal hat Frau Rost einen Zettel auf Sabines Schreibtisch gelassen, um Bescheid zu geben, dass ihre Mutter sie angerufen habe. „Sabine geht sich mit riesigem Lächeln bedanken. ‚Das fand ich sehr nett von Ihnen, daß Sie mir wegen des Telefonats Bescheid gesagt haben [...] Vielen Dank dafür. Sie haben sich solche Mühe gemacht. Meinetwegen. Also, finde ich nett. Vielen, vielen Dank.‘ Man muß doch sehen, daß Sabine ihr Bestes versucht. Die Rost verdreht die Augen zur Decke. Sie sagt: ‚Einmal reicht.‘“ (75) Sabine kann nicht verstehen, was sie falsch macht, „[v]ielleicht stört es die Rost, wie Sabine angezogen ist. Nun, wenn’s denn sein muß.“ (75) Sie besorgt sich eine lässige Kleidung, einen Baumwollschal in Übergröße und Jeans. Nach Feierabend am selben Tag sieht Sabine von ihrem Fenster aus, „wie die Rost vor dem Haus abgeholt wird. [...] Und die Rost läuft [...] in zwei Arme hinein, die sie hochheben und ein paarmal herumwirbeln. Von so hoch oben herab sieht die Szene aus wie ein Film. Hübsch und leicht und heiter. Es tut Sabine weh.“ (77) Am Abend stellt sie die neue Kleidung Eberhard vor, um die Wirkung zu testen: „‚Eberhardchen, seh ich nicht zu leger aus? Fast wie ein Hippie?‘ Sabine dreht sich ein paarmal um die eigene Achse. Es soll hübsch und leicht und heiter aussehen.“ (77)

9.4.2.2 Der narrative Charakter der Identität

Die Aufrechterhaltung der richtigen Art von Identität erfolgt nicht nur durch visuelle Repräsentation, sondern wie schon ansatzweise hervorgegangen ist, spielt die ‚Erzählung‘, die Sabine über sich erzählt, die grundlegende Rolle. Vor allem sich selbst muss sie davon überzeugen, dass sie so ist, wie sie sein möchte. Überzeugt wird sie, wenn andere, die für Sabine als eine Art Spiegel fungieren, das Bild zeigen, welches sie sehen möchte. Dies verlangt teilweise eine ziemlich stark modifizierte Interpretation des Feedbacks von der Umgebung. Um das richtige Bild von sich selbst an die anderen

weiterzugeben, bzw. damit andere sie sehen, wie sie es will, ist sie ab und zu gezwungen, geradezu zu lügen.

Am ersten Tag an ihrem neuen Arbeitsplatz in der Bausparkasse bietet sie den Kollegen und den Chefs Sekt an, weil „es oft üblich ist, daß man am ersten Tag seinen Einstand ausgibt.“ (24) In der Bank ist es überhaupt nicht üblich, aber alle kommen aus Höflichkeit. Sabine erzählt über sich, um die Diskussion aufrechtzuerhalten: „Von Gemütlichkeit halte ich viel. Aber zu Ruhe komme ich nicht. Dauernd Telefonate. Irgendeine Freundin, irgendein Freund. [...]“ (26) Von Freundinnen wird im ganzen Roman nur Conny erwähnt, die Sabine ein paar Mal besucht. Den Streckertoni oder Eberhard kennt sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Am Abend desselben Tages sitzt Sabine lange in ihrem Zimmer und wartet, dass jemand anrufen würde. Schließlich gibt sie auf und fährt zu Conny. Auch später gibt Sabine sich Mühe, um am Arbeitsplatz ein ‚richtiges‘ Bild von sich zu geben. „Im Büro soll man wissen, daß sie Kontakte hat. Mehr als genug. Sie läßt ihre Tür etwas offen, daß man ihr Gespräch bis auf den Korridor hinaus hören kann. Sie telefoniert mit der alten Abteilung der BfG-Bank. ‚Hallo, hier ist Sabine. Mir geht’s gut. Die Arbeit ist okay.‘“ (70)

Die Beziehung mit Eberhard ist sehr wichtig für Sabine, denn „[e]s kommt darauf an, daß man einen Mann vorzuzeigen hat.“ (42) Eberhard und Sabine machen oft Spaziergänge in Frankfurt, wo Sabine arbeitet. Aber „[d]as Schlimme an Frankfurt ist, daß keiner einen kennt. Sabine wünscht, daß das ganze Dorf hier wäre und sie sähe. Weil sie jetzt jemanden zum Vorzeigen hat. Greifbar. Sichtbar. Eberhard ist eine Errungenschaft.“ (68) „Über ihren Freund spricht Sabine gern. Über Eberhard. Am liebsten würde sie es bei jedem loswerden. Damit es alle wissen. Damit sie selbst es weiß. Damit es einmal normal und alltäglich wird.“ (58) Als es dann so weit ist, dass Sabine und Eberhard heiraten, kann sie sich endlich sicher sein, dass alle ihr Glück sehen. Zu Conny sagt sie: „Connylein, [...] Sieh, wie glücklich ich bin.“ (263)

Nach der Affäre mit Toni will Sabine aufs Neue Kontakt mit Eberhard aufnehmen. Sie haben sich lange nicht mehr gesehen und Sabine erzählt ihm über ihr Leben. „Sie hat einen hinreißenden Sohn, und das Leben mit ihm ist bereichernd, wenn Eberhard weiß, was sie meint, das wahre Glück erkennt man erst in seinen Kindern, es ist eine Erfahrung, die sie nicht missen möchte, trotz aller Schwierigkeiten, die sie

durchgestanden hat, aber wenn man weiß, was man will, dann ist man stark und bekommt die notwendige Kraft durch den Glauben an sich selbst. Sie weiß nicht, woher ihr die Sätze kommen, sie muß daran geübt haben, in Träumen, im Schlaf, aber sie merkt, daß es ankommt, Gott sei Dank, es ist anstrengend genug, und lange kann sie das nicht durchhalten.“ (259) In Wirklichkeit kümmert sich Sabines Mutter um ihren Sohn und Sabine arbeitet tagsüber, so dass sie kaum die Möglichkeit hat, ihr Kind zu sehen. Ihr Job war der erstbeste, den Sabine bekommen konnte, um wieder Geld zu verdienen. Trotzdem scheint auch sie selbst an ihre Erzählung zu glauben, denn sie denkt: „Vor allen Dingen weiß er jetzt alles. Und wenn er sie will, dann so: Sabine ganz und gar.“ (259)

Wenn die Dinge nicht so laufen, wie Sabine es will, sieht sie ihren Anteil an der Sache nicht ein. Die ironische Haltung der erzählenden Stimme ist offensichtlich: „Die Jobs hatte sie sich immer selbst gesucht. Als Top-Sekretärin, die sie ist, hatte sie nie Schwierigkeiten. Daß es immer wieder schiefgegangen war, lag nicht an ihr. Sabine ist der umgänglichste Mensch, den man sich vorstellen kann. Allen anderen fehlt der gute Wille.“ (181)

Und wenn das Feedback der Umgebung droht, Sabines Selbstbild zu stören, erklärt sie es sich so, dass das Bild unberührt bleibt. In der Zeit ihrer Arbeitslosigkeit besucht Sabine einen Englischkurs. Da hat sie niemanden kennengelernt und die Mutter hat ihr geraten, die Mädchen zum Kaffeetrinken einzuladen. Sabine versucht es: „’Kommt jemand mit?’ fragt sie. ‚Hat jemand Lust auf einen Kaffee?’ Es ist so laut im Unterrichtsraum, daß keiner sie gehört hat. Warum hat sie auch so eine schwache Stimme? Eine, die sich nicht durchsetzen kann. Oder man will sie nicht gehört haben. Das wird es sein.“ „Die Mädchen bleiben an der Ecke des Gebäudes kurz stehen.“ Dann gehen sie „[g]eschlossen [...] hinüber in das kleine Café. Warum hat niemand Sabine gefragt? Na gut, sie ist eben anders. Die werden es gemerkt haben. Daß Sabine besser ist.“ (197)

Weil Sabine so auf die Meinungen der anderen angewiesen ist, ist sie sehr empfindlich gegenüber den Kommentaren der anderen geworden. Sie denkt ständig, dass man hinter ihrem Rücken Schlechtes über sie spricht oder über ihre Misserfolge lacht. „Sie weint. So was kommt von selbst und in letzter Zeit häufiger. Sie hat immer gedacht,

Erwachsensein heißt Stärke zeigen. Das Gegenteil ist der Fall. Sie kann nichts mehr ertragen, keine kritischen Bemerkungen, keinen mißtrauischen Blick. Nichts.“ (150) An einem einsamen Abend, nachdem Sabine ihre Stellung in der Bank gekündigt hat, schickt sie „in einem Anfall von Hysterie und Wahrheitsliebe [...] Hilfsschreie aus“. (177) Sie spielt ihre Stimme auf Tonband, ruft ihre Bekannte an und spielt ihnen das Aufgenommene am Telefon vor: „Ich kann nicht mehr. Ich bin am Ende. Ein Arschloch. Help me, Hilfe, Hilfe. [...] Eine blöde Kuh. Sie möchte, dass jemand sie hört. Allein, allein, allein. Die schrecklichen großen Worte. Einsam. Es ist die Wahrheit. Sie weint. [...] Ich kann nicht mehr. Es ist nicht so schlimm, ehrlich zu sein. Nur. Es ist das erste Mal in ihrem Leben.“ (172)

9.4.3 Die Entwicklung der Subjektivität

Mit der Zeit lernt Sabine, sich selbst einzugestehen, dass sie mit ihrem Leben nicht zufrieden ist. Trotzdem zielen alle ihre Bemühungen, ihr Leben zu steuern, letzten Endes darauf, an der jeweiligen Subjektpositionen festzuhalten, zuerst an der Position der Karrierefrau, später an der der Ehe- und Hausfrau. Um die Umstände wirklich zu verändern, unternimmt Sabine nichts aus eigener Initiative. Dieses verstärkt den Eindruck, dass sie innerhalb der Positionen kein aktives Subjekt ist, sondern eher Objekt, dessen Leben gemäß der jeweiligen Position laufen soll. Auch Sabine selbst betrachtet sich als Objekt; als jemanden, *dem* etwas passiert, nicht als jemanden, der selbst etwas tut. „Immer dieselbe Frage im Kopf. Was soll ich tun? Heute. Morgen. Nächste Woche. Nächstes Jahr. [...] Irgendwie muß es ja weitergehen. Und irgendwie muß sich etwas verändern. [...] Sie braucht Hilfe. Soll einer ihren Kopf nehmen. Ihr zeigen, wo es langgeht. Sie muß wissen, wohin. Was machen. Was denken.“ (137) Zu Conny sagt Sabine: „Es wird auch nicht so bleiben. Ich hab nur das Gefühl, mein Schicksal steht im Moment still. Als ob alles wartet. Irgendwann wird es wieder losgehen. Aber dann.“ (220) Schließlich ruft sie eine Astrologin an. Die wichtigste Frage ist, ob sie heiraten werde, denn „das ist sehr wichtig. Brief und Siegel.“ (138)

Als Sabine ein Kind bekommt, weil sie keine Pille genommen hat, weil sie gedacht hat, sie werde nicht schwanger, glaubt sie, es wäre ein Wink des Schicksals gewesen. Und ihre Kündigung der Bankstelle sieht sie auch als etwas, was sich nicht vermeiden ließ,

denn wie sie erklärt „es ist nun mal so gekommen, wie es eben gekommen ist. Es lag nicht an mir. Wenn es an mir läge, du lieber Gott, alles wäre anders gekommen.“ (179)

Konkret ist es zum größten Teil die Mutter, die Sabine vorwärts schiebt; sie dazu bewegt, sich um eine Arbeit zu kümmern, als sie arbeitslos zu Hause sitzt, sie ermutigt, sich mit Toni zu treffen, und diesen später überzeugt, dass Sabine nicht heiraten wolle. Die Mutter schlägt Sabine vor, wieder Kontakt mit Eberhard aufzunehmen, und als es nach der misslungenen Ehe zur Scheidung kommt, klärt die Mutter für Sabine die Streitigkeiten mit Eberhard. Wie Sabine der Mutter sagt: „Was sollte ich ohne dich tun. Ehrlich.“ (294)

Als die Mutter plötzlich stirbt, muss die Sabine sich schnell überlegen, was sie ohne Mutter tun soll. Der Tod der Mutter stellt einen deutlichen Wendepunkt sowohl in Sabines Leben als auch im Roman dar. Sabine ist zu dem Punkt gekommen, wo sie endgültig auf die gewohnten Subjektpositionen verzichten muss. Sie muss lernen, sich in unbekannter Umgebung, in Frankfurt, allein um sich und um ihre Kinder zu kümmern. Die Wende in Sabines Leben macht sie auch in der Art, wie Sabine beschrieben wird, bemerkbar: die Darstellung wendet sich von der Beschreibung von Sabines Aussehen und Kleidung ab und die erzählende Stimme verhält sich in Bezug auf Sabine deutlich weniger ironisch.

Nach dem Tod der Mutter versucht Sabine deren Subjektposition zu übernehmen. Es wird ihr aber schnell klar, dass sie in diese Position nicht hineinpasst. „Sie versorgt die Kinder, so gut es geht, das Haus und mit einigem Haß den Vater, der das von ihr zubereitete Essen kaum anrührt und ihr damit täglich zeigt, wie wenig sie funktioniert, wie wenig sie der Mutter ebenbürtig sein kann.“ (300) „Sie [...] sieht hinter jedem Satz, jeder Andeutung die ganze, furchtbare Tatsache, daß sie überflüssig ist, hilflos und nicht funktionsfähig. Ein Schädling.“ (307) Nach der Beerdigung beschließen Beate und ihr Mann Heinz mit ihren Kindern in das Haus einzuziehen. „Beate wird die Rolle der Mutter übernehmen. Das Haus sauber halten, den Garten. Den Vater versorgen. Ihre Familie.“ Der Vater zieht „in den Anbau, in dem jetzt noch Sabine wohnt. Sie werfen den Vater raus und meinen Sabine.“ (306, 307)

Sabine reist mit ihren Kindern nach Frankfurt, ohne Arbeit und ohne Wohnung. „Sie [...] stehen vor dem Bahnhof, Sabine mit Plastiktüten bepackt, in denen sie Kindertee und Windeln aufbewahrt, so weit ist es also mit ihr gekommen, sie sieht nicht anders aus als die vor dem Bahnhof herumlungernenden Völkergruppen.“ (308)

In Sabines innerem Monolog merkt man deutlich ihre Not, wenn sie zum ersten Mal damit konfrontiert wird, wovor sie am meisten Angst hat. Sie steht da wie entblößt, ohne jeden äußeren Schutz, ohne jedes Statussymbol und ohne die vertraute Erzählung fortführen zu können: „Seht mich nicht so an. Weil ich besser bin als ihr, sollt ihr mich nicht so ansehen. Ich war immer besser als die anderen, nur die merken das nicht. Dieses verdammte Schicksal. Und seht mich nicht so an. [...] Sie selbst ist eine einzige traurige Geschichte geworden [...] eine Geschichte mit lauter Tiefpunkten, die jeden anderen aus der Bahn geworfen hätten. Aber sie ist noch da, und sie wird es alleine schaffen. Und bedanken braucht sie sich bei niemandem.“ (309, 310, 312)

„Sie denkt plötzlich, es wird alles ganz einfach sein. Trotzig ist Sabine jetzt. Nun zeig mal, was du kannst. Aber es ist nicht so einfach, nicht mit zwei Kindern an der Hand, die sie irgendwie versorgt haben muß, in Zukunft, wenn sie wieder arbeiten geht, und die Mutter nicht greifbar ist, nie mehr. [...] Sie landet schließlich im östlichen Teil Frankfurts. In der Nähe stehen Prostituierte unter Haustürüberdachungen.“ (310, 311) Sabine lässt die Kinder in einer Kinderkrippe und macht sich auf die Suche nach einer Wohnung. „Sie nimmt die erste Wohnung, die sie besichtigen kann. Es ist nicht die erstbeste, sie ist eher so schlecht, daß sie die Räume niemandem zeigen könnte. [...] Die Wohnung liegt in einem alten, fünf Stockwerke hohen Haus, das sich in einem jammervollen Zustand befindet [und das] genauso grau wie die Kindertagesstätte hinter dem Prostituiertenviertel. Nichts ist schön. Sie ist ganz unten angelangt. Sie wird kaum tiefer fallen können. Es kann nur noch aufwärts gehen.“ (312)

Sabine ist voller Entschlossenheit; zum ersten Mal glaubt sie an sich selbst und macht etwas aus eigener Initiative. Auch der ironischer Klang in der erlebten Rede ist weg: „Wie sie es den anderen zeigen wird! Die Kinder sind versorgt, und eine Wohnung hat sie angemietet. Ist das was? Es ist was.“ (312) „Wenn man nur will, dann kann man, jawohl, das stimmt.“ (334)

Nach einer Weile ist die Anfangsbegeisterung vorbei und Sabine „muß überlegen, wie sie ihre Situation ändern kann. Es ist Zeit, daß sie das Haus verläßt. Es war sowieso nur eine Zwischenstation, weil sie unter Druck war und keine Zeit hatte, sich was Passendes, das ihren Ansprüchen genügen würde, zu suchen.“ (333) Hier kommt deutlich ihre veränderte Einstellung zur Geltung: im Gegensatz zu früher betrachtet sie sich als aktives Subjekt, das in der Lage ist, selbst etwas zu tun, um die Situation zu ändern, statt zu warten, dass sich etwas ändert.

Sabine merkt auch, dass „die Arbeitsmarktlage in Frankfurt doch nicht so schlecht ist. Nicht ihr Traumjob, aber eine solide Stellung in einem Versicherungsbüro [...]“ (317) Bald stellt es sich aber heraus, dass die Stelle noch jämmerlicher ist als alle anderen davor: langweilige, einfache Tätigkeiten, die sich Tag für Tag wiederholen, brennende Augen und schmerzende Rücken bis Sabine eines Tages auf die Idee kommt, selbständig mehr zu versuchen als sie eigentlich müsste. Sie „stürzt sich auf ihre Arbeit im Büro. [...] Um die letzten Möglichkeiten des [Text]systems auszuschöpfen, nimmt sie das Handbuch abends mit nach Hause [...] Der Vertreter der Computerfirma, der die Erzeugnisse seiner Firma im Versicherungsbüro betreut, ist von Sabines Eifer angetan.“ (335) „Der Vertreter, Herr Mai, ist begeistert, möglicherweise nicht nur von Sabines Fähigkeiten, vielleicht sogar von ihr selber.“ (335) Er macht Sabine ein Angebot, sie im Rahmen der Computerfirma, eines führenden Softwarehauses Europas, weiterzubilden, damit sie „nach ein Paar Lehrgängen“ fähig wäre, selbstständig zu arbeiten. Herr Mai meint zu Sabine: „Ihre Haltung aber ist positiv. [...] Sie sind eine sehr eigenwillige Person. Das sieht man Ihnen an. [...] Ich habe das Gefühl, Sie wissen, was Sie wollen. [...] Sie sind ehrgeizig und interessiert. [...] Ich weiß, daß mehr in Ihnen steckt, als Sie im Moment zeigen können. [...] Ich meine, man sollte Ihr Interesse an der neuen Technik nutzen und Sie fördern. Bekommen Sie hier genug Anerkennung für Ihren Einsatz? (336, 337) Er führt fort: „Ich würde auch nicht jeder den Vorschlag machen. [...] Nur jemandem, von dem ich überzeugt bin, dass er's bringt. Dass sie's bringt. Und von Ihnen bin ich überzeugt.“ (339)

Zum ersten Mal bemerkt jemand Sabine und interessiert sich für ihre Person, ihre Eigenschaften und Fähigkeiten. Der Name *Mai*, da er eine Assoziation an Frühling hervorruft, trägt einen deutlichen Hinweis auf einen neuen Anfang. Herr Mai respektiert Sabine als einen gleichwertigen Menschen, und noch wichtiger: gleichwertig als Frau.

Auch Sabine betrachtet sich selbst in einem neuen Licht: „Es geht ihr gut [...] Sie hat einen tollen Job. Kann sich alles leisten. Das Auto. Eine neue Wohnung. Es wird aber noch besser in Zukunft. Die Computerindustrie wird das beherrschende Arbeitsmittel in Bürobetrieben stellen. Und sie wird dabei sein. Sabine ist von Anfang an dabei. Eine versierte Kraft, die was kann, auf die man bauen kann. Man ist zu ihr gekommen. [...] Man hat erkannt, was sie ist, und was sie kann.“ (341)

Seit ihrem Umzug nach Frankfurt hatte Sabine dem Vater und Beate „gehörig gegrollt. Aber jetzt geht es ihr gut, und irgendwann einmal muß man verzeihen, vergessen können. Vaters Geburtstag ist eine gute Gelegenheit. Einen riesigen Strauß roter Rosen hat Sabine für den Vater besorgt. Und eine Flasche russischen Sekt, die sie in schönes Papier packen ließ. Mit goldener Kordel, die herunterbaumelt und das Geschenk besonders teuer aussehen läßt.“ (340) Sabines Versöhnung mit dem Vater ist als eine symbolische Versöhnung mit der symbolischen Ordnung bzw. der Gesellschaft zu interpretieren. Trotz ihrer Erfahrungen hat sie sich nicht für einen direkten Widerstand entschieden, der, wie Spivak bemerkt, leicht stillzustellen ist. Die Versöhnung, für die sie jetzt bereit ist, hat jedoch weder zu bedeuten, dass Sabine sich der Ordnung unterwirft, noch dass sie sich davon abkapselt. Es handelt sich dabei vielmehr um eine strategische, teilweise Anpassung, um die eigenen Ziele als Frau durchsetzen zu können. (Vgl. Kap. 4.3.5 oben)

Dass Sabine ein aktives, zielbewusst handelndes Subjekt geworden ist, schließt nicht das Äußere, das Materielle aus, aber es ist nicht mehr das einzige, was sie hat bzw. ist. Da eine Frau das Frausein ständig repräsentiert, stellt auch das Äußere einen wichtigen Faktor in einem strategischen Umgang mit dem Frausein bzw. mit dem Geschlecht dar, das man, wie Rantonen es formuliert hat, gleichzeitig sowohl als etwas Biologisches als etwas Gelerntes, als eine Rolle, eine Identität und Performanz betrachten kann. (Siehe Kap. 4.3.5 oben.) Als Sabine die vielseitigen Möglichkeiten des Frauseins entdeckt hat und nicht mehr auf die vorgegebenen Muster fixiert ist, sieht das ganze Leben anders aus: „Wenn man weiß, wo man hinwill und zielstrebig dran arbeitet. Eiserner Wille und Disziplin. [...] Ja, sie ist glücklich. [...] Ihre Träume. Ihre Gedanken. Und es ist alles ein bißchen wahr.“ (341, 342)

9.4.4 Die Karriere

Am Beginn des Romans befindet sich Sabine in einer Position, von der sie lange geträumt hat und für die sie hart gearbeitet hat; sie hat eine Stelle als Vorstandssekretärin in der Bausparkasse bekommen. Voller Eifer und schöner Vorstellungen tritt sie die neue Stelle an. Ihre Einstellung scheint aber nicht zu der Atmosphäre des Büros und der Haltung der älteren Mitarbeiterinnen zu passen, was ihr von Anfang an Probleme bereitet. Schon die erste Kontaktaufnahme mit den neuen Kolleginnen wirkt schwierig; „Sind Sie auch Vorstandssekretärin?“ fragt Sabine. „Eben drum“, sagt die Bötticher. „Wieso?“ fragt Sabine. „Wenn Sie hier hereinschneien und sich als Vorstandssekretärin ausgeben.“ „Aber das bin ich doch auch“, sagt Sabine. „Wir aber auch“, sagt die Bötticher. „Und das schon lange. Aber wir reden nicht so über den Job.“ Sabine hat so lange von einer solchen Stellung geträumt, schon als Auszubildende, daß ihr rätselhaft ist, wie jemand so nachlässig über seinen Beruf sprechen kann.“ (21)

Später gestaltet sich nicht nur der Umgang mit den Kolleginnen schwierig, sogar ihr Chef scheint sich lustig zu machen über Sabines Mühe, sich an die Regeln zu halten und sich korrekt zu benehmen: „Sabine muß sich nach den firmenüblichen Gewohnheiten erkundigen, weil sie nicht aus dem Rahmen fallen und sich anpassen will. [...] „Ach bitte, wenn Sie mir eine Auskunft geben könnten“, sagt Sabine. Nach welchem System soll ich das entwerfen. Alphanummerisch vielleicht?“ Sie sollen merken, daß sie sich bemüht und nichts falsch machen will. „Was ist denn das?“ fragt Bötticher. „Das wäre das vorgeschriebene System nach der DIN-Norm“, sagt Sabine. „Was ist das?“ fragt Bötticher. „Man muß sich an eine Norm halten“, sagt Sabine. „Sie müssen doch wissen, welche zutreffend ist.“ [...] „Schreiben Sie doch, wie sie wollen.“ „Das ist eigentlich nicht richtig“, sagt Sabine. „Es gibt ja nun mal Vorschriften.“ Sie erkundigt sich bei Herrn Becker. [...] „Nun“, sagt Becker. „Wir könnten das ja den Aufsichtsrat entscheiden lassen.“ Sabine ist nicht sicher, ob es ein Witz gewesen ist. [...] Becker ruft ihr nach: „Die Telefonnummer von den Mitgliedern des Aufsichtsrats hat Frau Bötticher.“ Sabine sieht sich um. Becker grinst. (27, 28)

Am Anfang ist Sabine überzeugt, dass die Arbeit „in der ersten Etage“ „sicherlich interessant“ ist, und versucht, sich darüber mit den Chefs der Abteilung zu unterhalten. „Die Männer lachen. Altmann, einer der beiden anderen Geschäftsführer, sagt, daß es

interessantere Tätigkeiten gebe. ‚Was, Becker?‘ ‚Ich könnte es mir vorstellen.‘ Haha.“ (26) In kurzem erweist sich der Kommentar des Herrn Altmann als richtig. „Man wundert sich, warum man anfangs Probleme hatte. Jetzt ist es immer der gleiche bekannte Ablauf. Aktenanlage. Material sammeln. Schriftsätze. Vereinbarungen. Verträge. Die Meldungen an die Behörden. Anweisungen an die Kontenführung.“ (55)

Sabine lässt sich durch die monotone Arbeit aber nicht entmutigen, denn wichtiger als der Arbeitsalltag ist für sie ihre Beziehung zu ihrem Chef, welche, wenn sie gut ist, auch der eintöniger Arbeit einen Sinn gibt. „Das Verhältnis von Chef zur Sekretärin muß ein herzliches sein. Dann macht die Arbeit Freude. Dann weiß man, wofür.“ (25) Hier kommt deutlich in Erscheinung, dass die Arbeit an sich nicht das Wichtige für Sabine ist, sondern der Status, die soziale Rolle, den sie dadurch erreichen kann. Andererseits kann die Beschreibung von Sabines Tätigkeiten als eine Stellungnahme darauf gelesen werden, wie sich das Arbeitsprofil einer *Frau* trotz der Lage „in der ersten Etage“ gestaltet.

Sabine ist bereit, dem Chef ihr Bestes zu geben, will aber dabei ihre Eigenständigkeit beibehalten. „‚Sie sollten mir schon Vertrauen entgegenbringen‘, sagt Sabine. ‚Also, kontrolliert will ich nicht werden. Nicht in dieser Position.‘“ (52) Die Hierarchie und die Machtbeziehungen in dem Büro sind aber streng geregelt; „[d]ie Männer benehmen sich väterlich.“ Bei einer Streitigkeit zwischen Sabine und Frau Rost versucht Herr Becker die Frauen zu beruhigen: „‚Kinder, Kinder‘, sagt Becker.“ (56) Und Sabine wundert sich: „Er nimmt sie [Sabine] nicht ernst, also wirklich. Warum nimmt er sie nicht ernst?“ (56, 57) Die bevormundende Position der Männer wird auch durch ihren Namen unterstrichen: die Kollegen des Herrn Becker, die beiden anderen Geschäftsführer der Abteilung heißen Herr Altmann und Herr Klug.

In dieser Konstellation wird es offensichtlich, dass, auch wenn Sabine gemäß eines ‚weiblichen Maßstabes‘ ganz oben angelangt ist, ihre Position deutlich unterhalb der Männer liegt. Sie ist eine bereits für Frauen vorbehaltene Position, eine nicht nur vordefinierte, sondern auch im Marginal gelegene, da die Frauen keine eigene Stimme und keinen Zugang zur Sprache haben und folgerichtig über keine Macht verfügen, um die symbolische Ordnung bzw. ihre Stellung zu ändern. Nach wie vor bleibt ihnen nichts anderes übrig, als sich zu fügen oder zu versuchen, mithilfe des subversiven Potential

des Semiotischen die symbolische Ordnung ins Wanken zu bringen. Da die Funktion dieser beiden Modalitäten aber, wie Kristeva feststellt, auf einer dialektischen Beziehung beruht, und das Semiotische keinen außerhalb des Symbolischen gelegenen Ort bzw. keine Alternative dafür darstellt (siehe Kap. 4.3.1 oben), führt ein Ausbruch, wie der von Sabine, die als eine Unterbrechung bzw. einen Bruch in dem patriarchalischen Diskurs zu interpretieren ist, zu keiner Umstellung der Ordnung. Mit dem Begriff *Sprache* verweise ich hier auf die Kommunikation auf der gesellschaftlichen Ebene, welche ein weiteres ‚Feld‘ als nur die eigentliche sprachliche Kommunikation umfasst. *Sprache* kann in diesem Zusammenhang dem *Diskurs* gleichgesetzt werden. Aus diesem Blickwinkel wird in der vorliegenden Arbeit auch generell die psychoanalytische Theorie interpretiert. Ohne eigene Stimme ist es für Frauen nicht möglich, einen eigenen Diskurs zu schaffen, der imstande wäre, die herrschenden patriarchalischen Diskurse zu beeinflussen und dadurch ihre Stellung zu verändern.

Obwohl Sabine sich alle Mühe gibt, ihrer Position als Vorstandssekretärin gewachsen zu sein, passieren ihr immer wieder kleine Fehler und man wirft ihr Nachlässigkeit vor; sie könne die Ordnung nicht halten. „Mitarbeiterbesprechung. Sabine sieht die Gesichter als Gewitterwolken. [...] Einmal war eine Akte verschwunden. Man hat sie schließlich gefunden, da, wo sie nicht sein sollte. Ihr Bearbeitungszeichen war auf dem Ordner. Für alle sichtbar: Sabine ist schuldig. [...] Abwehr. ‚Sie haben mir doch den Ordner gegeben. Ich habe den Kopf so voll.‘ Schließlich. ‚Laßt mich in Ruhe. Laßt mich.‘ ‚So geht das nicht,‘ sagt Becker. ‚Wir müssen das schon bereden.‘ ‚Ich rede nicht mehr,‘ sagt Sabine. Sie steht auf, rennt zur Tür. Becker springt ihr nach. Er schließt die Türe ab. ‚Jetzt wird hiergeblieben,‘ sagt er. ‚Jetzt wird geredet.‘ Was machen sie da mit ihr? Man kann sie doch nicht zwingen. Sie setzt sich auf den Fußboden. Den Rücken preßt sie an die Wand. Ihre Beine hat sie angezogen, und mit den Händen umfaßt sie die Knie. Sollen sie doch machen, was sie wollen, sie wird kein Wort sagen. [...] Warum haben die abgeschlossen. Das kann man doch nicht machen. Sie braucht Luft. Sie erstickt. Aufspringen. Zum Fenster laufen. Sie reißt die Gardine zur Seite und den Flügel auf. Ein Fuß schon auf dem Fensterbrett. ‚Ich springe,‘ sagt sie. Wenn ihr mich nicht rauslaßt, springe ich. Ich brauche Luft.‘ [...] Becker saust wie vom Katapult geschossen zu ihr. Greift sie am Handgelenk. Von der Wucht fällt sie zurück und landet auf dem Fußboden. Sie brüllt wie ein Tier. Die Fäuste schlagen auf die Erde. ‚Ich will raus.‘ Nur noch dieser Gedanke. Es ist still im Raum. Sabine wimmert leise. [...] ‚Seien Sie vernünftig,‘ sagt er

[Herr Becker]. Sabine springt auf und rennt zur Tür. ‚Ich bringe mich um.‘ Wieder stürzt Becker auf sie. Umklammert ihr Handgelenk, dann ihre Hüften. Die Tür springt auf. Sabine drückt sich gegen Becker. ‚Laß mich‘, schreit sie. ‚Becker, laß mich.‘ Ihre hohe, überdrehte Stimme, die gar nicht ihre ist. Am ganzen Körper Schmerzen. Dann ist sie frei.“ (166–168)

Nach diesem Vorfall kündigt Sabine ihre Stelle in der Bank, muss aber nach einiger Zeit zum Arbeitsamt, um einen neuen Job zu finden. Sie ist fest überzeugt von der Überlegenheit ihrer Qualifikationen und des Status als „Top-Sekretärin“. ‚Es ist nicht so einfach‘, wird Sabine erklärt, als sie ihre Geschichte losgeworden ist. ‚Arbeitslose Sekretärinnen gibt es zu Tausenden.‘ ‚Aber ich kann was, sagt Sabine. Ich kenne mich mit den modernsten Schreibgeräten aus. Computer. Textprogramme.‘ ‚Das ist überhaupt Voraussetzung‘, sagt Frau Hering. ‚Ich kann Stenographie‘, sagt Sabine. [...] ‚Das wird kaum noch gebraucht‘, sagt Frau Heuring. [...] ‚Oft gibt es Sitzungen, auf denen mitstenographiert werden muß.‘ ‚Ich weiß, was sie meinen. Für so eine Stellung brauchen Sie Sprachen, und zwar fließend. Und gerne nimmt man ältere Damen. Die haben Erfahrung und sind meistens unabhängig.‘ ‚Ich bin auch unabhängig‘, sagt Sabine. ‚Auf eine Überstunde mehr oder weniger kommt es nicht an.‘ [...] ‚[E]s werden gerne Damen genommen, von denen anzunehmen ist, daß sie nicht mehr heiraten werden. [...] ‚Ich könnte Ihnen einen Fortbildungslehrgang in Wirtschaftsenglisch empfehlen.‘ [...] ‚Also keine Stellung?‘ fragt Sabine. ‚Im Moment nichts‘, sagt Frau Heuring. [...] ‚Schauen Sie sich die Zeitungen an. Da gibt es immer wieder was.‘ (185–187)

Sabine will aber nicht „was“. Wichtig für sie ist, ihre Position und Subjektivität als Vorstandssekretärin beizubehalten. Sie schreibt der Mutter zuliebe einige Bewerbungen, glaubt aber im Innersten, dass sie einfach Geduld haben muss. ‚Wenn sie durchhält, kommt sie dahin, wo die Vorstandsebene residiert. Dann ist sie wieder wer.‘ (196) In der Wartezeit nimmt sie an einem Englischkurs teil und gegen Ende des Kurses wird sie schwanger. Die Schwangerschaft verschiebt ihr Problem wieder etwas weiter in die Zukunft, nach der Geburt des Kindes wird es aber wieder aktuell, da sie dringend Geld braucht, um sich selbst und das Kind zu unterhalten. Immer noch hegt sie die Hoffnung, die alte Position ergreifen zu können. ‚[...] ich fange ein neues Leben an. Alles wird anders. [...] Vielleicht gehe ich doch wieder zur Bank, ich meine, wieder in die

Verwaltung. Personalabteilung bei einer großen Bank in Frankfurt, als Sekretärin des Personalchefs, das ist ja auch was.“ (239) Die theoretische Möglichkeit, in Zukunft eine Familie zu gründen, macht es schwieriger, eine Arbeit zu bekommen; ein Kind zu haben macht Sabines Vorhaben, wieder den alten Beruf zu ergreifen, geradezu unmöglich. „Der Vater muß wieder mit der Faust auf den Tisch schlagen. ‚Nun komm mal runter von deinem Roß‘, sagt er. ‚Und deine Bank in Frankfurt kannst du vergessen, das sage ich dir. [...] Du suchst dir hier was in der Nähe, aber schleunigst. Deine Spinnereien sind mir egal. [...] Du wirst dich jetzt gefälligst anpassen.“ (239)

Was der Vater von Sabine verlangt und was er für eine mögliche Alternative hält, geht damit einher, was die Gesellschaft ihr anbietet bzw. von ihr verlangt. Durch den Zwiespalt zwischen Sabines Vorstellungen und dem Verlangen des Vaters wird das Problem junger alleinerziehender Mütter, wieder den Beruf zu ergreifen, deutlich thematisiert: um schnell Geld zu bekommen muss sie die erste angebotene Stelle annehmen, wobei ihre Bildung und Fähigkeiten nicht berücksichtigt werden. „Wo sie schon überall war. Vorstandssekretärin bei der Hypo-Bank und bei der Bausparkasse. Tolle Jobs. Und der Vater will sie runterziehen, auf die Erde, in den Dreck. Ein Leben lang. Nein, wirklich, das hält sie nicht aus. Lieber heiratet sie. Irgendeinen. Das ist besser, als was der Vater da will. Heiraten, ja, das wär noch ein Ausweg. [...] Ehe der Papa sich zu sehr aufregt- [...] Lieber tut Sabine, was er will. Kümmert sich um eine Stellung in der Nähe. [...] Leider wirklich das erstbeste. Sabine hat gar keine andere Wahl. Auf der einen Seite der Vater, der in seinem Schweigen schier unerträglich ist, auf der anderen Seite auch die Notwendigkeit, schnell wieder Geld in die Hände bekommen zu müssen.“ (241, 242)

Die Arbeit am neuen Arbeitsplatz ist noch monotonischer und langweiliger als zuvor. „Alles in ihr ist erlahmt. Ihr Blut fließt langsamer. Sie ist blaß und ihr Gesicht ausdruckslos,“ (245) bis Sabine die Rettung in der Heirat mit Eberhard gefunden zu haben glaubt. „Wie einfach auch die Stunden im Büro auszuhalten sind, wenn man weiß, daß das Ende abzusehen ist.“ (261) Da sich die Ehe mit Eberhard aber als keine nachhaltige Lösung erweist, und sie sich scheiden lässt, steht Sabine wieder vor der Aufgabe, „sich auf die Socken zu machen und sich um eine Arbeit zu kümmern“. (294) Sie braucht wieder dringend Geld und muss eine Stelle in der Nähe ihrer Eltern finden, weil Sabines Mutter tagsüber auf ihre Kinder aufpasst. „Die Mutter hat von einer

offenen Stelle im Gewerbegebiet des Ortes gehört. Eine Kontoristin bekommt ein Kind und hört deswegen auf zu arbeiten. [...] Es ist Sabines einzige Chance. [...] Es ist besser, als Sabine gedacht hat, doch schrecklich genug. [...] Sie ist ganz schön runtergekommen. Manchmal sehnt sie sich zurück nach der Arbeit bei Herrn Holz im Immobilienbüro. Mitten in Frankfurt, mitten im Leben. Hier ist sie abgestellt. Tot.“ (295, 296)

Als es scheint, dass es Sabine nicht mehr schlechter gehen kann, stirbt ihre Mutter. Sabine muss „wegen der Versorgung der Kinder“ kündigen und sich somit auf das wenn auch geringe Einkommen verzichten. Die Beschreibung von Sabines Situation ist als eine indirekte, ironische Stellungnahme auf die auch in der heutigen Gesellschaft recht übliche Einstellung zu arbeitstätigen Frauen mit Kindern zu lesen. In der Konversation mit ihrem Arbeitgeber bekommt Sabine, trotz des „herzlichen Beileids“ die Rolle einer Schuldigen, weil sie wegen ihrer Kinder der Firma Probleme bereitet hat. Vor dem Hintergrund, dass die unmittelbare Ursache für Sabines unerwartete Kündigung der Tod ihrer Mutter ist, wirkt die geschäftsorientierte Einstellung des Arbeitgebers geradezu grotesk. Es scheint auch, dass das Dorf, in welchem Sabine wohnt, keine Betreuung von Kindern in einer Tagesstätte organisiert hat. Da ihr nichts anderes übrig bleibt „ packt [sie] ihre Kinder an der Hand und fährt mit dem Bus hinaus ins Gewerbegebiet zu ihrer Baustoffhandlung. Was hat sie auch erwartet. Herzliches Beileid und viel Verständnis für die Situation. Das bekommt sie, man ist voller Mitleid. Daß sie ihre Arbeit nicht antreten kann, wegen der Versorgung der Kinder, das ist schon ein Schlag für die Firma, es ist so unerwartet, so unangekündigt. ‚Wir sind aber keine Unmenschen‘, sagt man, und eine fristlose Aufhebung des Arbeitsverhältnisses im gegenseitigen Einvernehmen würde ihr Problem, wenn nicht lösen, so doch mildern. Ein guter Kompromiß. Und keine Ansprüche an Sabine, wie es sonst üblich wäre, weil sie ja die Firma gewissermaßen doch in Schwierigkeiten gebracht hat. [...] Gott sei Dank, sie wird sicherlich, mit einiger Mühe natürlich, zu ersetzen sein. [...] Im Übrigen gilt, Reisende soll man nicht aufhalten, hahaha, und man wünsche ihr alles Gute. Kopf hoch, und es wird schon werden.“ (308)

Als sie dann in Frankfurt mit ihren Kindern ein neues Leben anfängt, hat sie auf ihr altes fast völlig verzichten müssen, inklusive die Fixierung auf das Karrierenfraumage. Endlich traut sie sich, die Initiative zu ergreifen, um sich aus dem Abgrund der

Arbeitshölle hochzuarbeiten. Wie es oben hervorging, bringen Sabines Bemühungen schnell Erfolg und ihr Leben nimmt eine ganz neue Richtung.

Die Botschaft hier ist offensichtlich: sich bis zum letzten anpassen, sitzen und warten, dass „sich endlich etwas tut“ führt nirgendwohin. Trotz der repressiven Kultur müssen die Frauen sich trauen, ihre Kapazität und ihr Potential zu zeigen und zu nützen. Erst dann können sie die Chance bekommen, als Gleichberechtigte behandelt, gehört und ernst genommen zu werden.

9.4.5 Männerbeziehungen

Ebenso selbstverständlich, dass sich die Frau nur mit einem Mann ganz und glücklich fühlen kann, ist für Sabine, dass die Frau und das Frausein durch den Mann definiert werden. Für sie machen erst Erfahrungen von bzw. mit Männern eine Frau zu einer ‚richtigen‘ Frau. Ohne diese Erfahrungen fühlt sich Sabine als Außenseiterin. „Nur Sabine kann nicht mitreden. Es ist, als ob es zwischen Beate und der Mutti ein unsichtbares Band gibt, wenn sie von ‚den Männern‘ sprechen. Darauf ist Sabine neidisch. Wenn man das kann, über ‚die Männer reden‘, dann gehört man dazu, dann hat man Erfahrung, dann ist man eine richtige Frau.“ (33) Da Sabine auch eine richtige Frau sein will, hat sie es eilig, Erfahrung mit Männern zu bekommen.

Als Sabine eines Abends Eberhard in einer Disco kennenlernt, beschließt sie nach dem Discoabend, die Gelegenheit zu benutzen. „Jetzt will sie’s wissen. Heute. Sie hat lange genug gewartet und geträumt. Auch die zu Hause haben gewartet. So viel jünger als die Beate ist sie nicht. [...] [M]ein Gott, sie ist zweiundzwanzig, worauf wartet sie noch. So einen wie diesen Eberhard hier, den wird sie festhalten, der kommt nicht alle Tage, nie wieder, also, was soll’s.“ (42, 45)

In Sabines Einstellung wird auch der Diskurs der sexuellen Emanzipation der Frauen sichtbar. Als Ergebnis dieser Diskussion haben die Frauen das ‚Recht‘ erreicht, vorehelichen Sex zu haben, Erfahrungen zu sammeln. Dadurch ist neben dem alten ein neuer Diskurs über die weibliche Sexualität entstanden, in dem das gestrige Tabu zur heutigen ‚Pflicht‘ geworden ist. Wie Shulamith Firestone dies ausdrückt, wird die

sexuelle Aktivität mit dem sozialen Wert eines Menschens verwechselt bzw. gleichgesetzt. (Siehe Kap. 4.1 oben.) Auch in Sabines Gedanken ist dieser doppelte Charakter zu erkennen: einerseits schämt sie sich, dass sie sich nicht besser bei der Sache auskennt, andererseits stellt sie sich vor, wie ihre Eltern sie für „ein Flittchen“ hielten, wenn sie wüssten, was sie macht, „drauf aus für eine Nacht.“ (46)

Trotz der ‚Freiheit‘, sich wie die Männer zu verhalten, ist eine wahre Gleichberechtigung auch in diesem Bereich noch weit entfernt. „Sie schämt sich, daß sie es noch nie gemacht hat. In ihrem Alter. Er [Eberhard] könnte denken, sie sei nicht normal. [...] Sie kann sich nicht konzentrieren. Überhaupt, sie haben noch nicht darüber gesprochen, wie und wo es stattfinden soll. Mit einer Hand klickt Eberhard den Liegesitz zurück. Doch nicht hier [im Auto]. [...] Eberhard ist nicht mehr zu bremsen. ‚Ich hab noch nie...‘ sagt sie. Eberhard macht weiter. Die Hände unter ihrem Pulli. Hört der Mensch nicht? ‚Macht nichts‘, sagt er. [...] Ihre Hose unter dem Hintern. Ihr Kopf ist irgendwie seltsam hochgebockt. Mordsschmerzen. Ob sie schreien darf? Oder weinen? [...] Sie weiß nicht, ob sie ihm bei ihr helfen soll. Sie ist eine dumme Kuh. Sowieso“ (46) „Überhaupt ist ihr so, als ob sie mit der ganzen Sache kaum zu tun hätte. [...] Als er abklingt, kommt Freude in ihr auf. Jetzt hat sie es geschafft, sie ist eine Frau, eine richtige, die Bescheid weiß. Was hat sie davon? [...] Bevor er in die Fahrposition geht, küsst Eberhard sie kurz auf die Brust. Sie empfindet es als Dankbarkeit. So soll es auch sein, daß er dankbar ist. So ist sie befriedigt.“ (47)

Ja, was hat Sabine davon? „[Sie] ist stolz. Auch, wenn sie nicht darüber reden kann, hat sie sich mitgeteilt. Die Mutter hat es kapiert, morgen wird es die ganze Familie wissen und dann das ganze Dorf. Und sie wird ein klein wenig Teil dieser Gruppe sein, der Beate und die Mutter angehören. Sie weiß nun, wie Männer sind, das kann ihr keiner mehr absprechen. Sie ist froh, daß sie es gemacht hat.“ (50) Dazu, dass Sabine eine ‚richtige‘ Frau geworden ist, hat sie einen deutlichen Hinweis darauf bekommen, welches die Rolle der Frau in einer sexuellen Beziehung sein soll.

Wenn Sabine jetzt „ein klein wenig Teil“ der Gruppe der richtigen Frauen geworden ist, will sie nicht mehr abseits geraten, sondern gibt sich viel Mühe, dem erarbeiteten Status gerecht zu werden. Schon anhand der hier aufgeführten Zitate wird die ironische Einstellung der erzählenden Stimme leicht erkennbar und ist als Kritik an dem

herrschenden Sexualdiskurs und den Ausgangspunkten und den Annahmen der Familienideologie zu deuten.

„Um den Eberhard wird sie kämpfen. Keine andere Frau für ihn. Sie wird alles sein, lieb und gut und schick, anschniegssam, aufmerksam, die Seine. [...] Zu Eberhard redet sie in einer neuen Sprache, mit hellem Stimmchen. Sie möchte ihn einlullen, in Zuckerwatte, damit er klebt und nicht fort kann.“ (51, 59) „[Sie] verwuschelt sein Haar. Bis er so verrückt ist wie gestern. Und alles schnell geschehen muß. Auf der Couch. Sie ist froh, daß sie ihn befriedigen kann. So ist er abhängig von ihr. Es macht sie glücklich, das zu wissen.“ (64) „Das Lieblingsthema bei ihm ist sein Haus. [...] Sabine hat eine Engelsgeduld. Sitzt neben ihm, betrachtet ihn, hört zu. Sie hat mal gelesen, die klügste Frau ist die, die gut zuhören kann. Rezepte, die funktionieren, wendet Sabine an. Wenn Eberhard sie ansieht, lächelt sie. Sie möchte verführerisch aussehen.“ (68)

Auch wenn sie merkt, dass es manchmal anstrengend ist, diese „Rezepte“ in die Tat umzusetzen, will Sabine nicht nachgeben. Denn „alles hat seinen Weg. Seine Ordnung. ‚Ich liebe dich‘ und Verlobung und Heirat. Die Ehe. So läuft das.“ (94) „Ich liebe dich, sagt sie. Ich liebe dich, ich liebe dich. Sie drückt ihn dabei gegen die Küchenwand. Er kann nicht vor und zurück. „Sag, daß du mich liebst, sagt sie. Sag es. Und sie streicht über seinen Oberkörper. Brust und Rücken. „Sag es.“ Er wird gar nicht anders können. Sie wird nicht eher gehen, als bis er es ihr gesagt hat. Sie will es hören. Nichts gilt mehr als dieser Satz. „Sag es, sag, daß du mich liebst. „Ja, ja, sagt er. Ich liebe dich. Ja doch.“ Sieg. Küßchen, Küßchen. [...] Jetzt läßt sie ihn los. Dieser Satz bindet sie beide. Das ist ein Für-immer-und-ewig“ (92)

„Manchmal spürt sie nach [einem] Telefonat mit Schrecken, daß sie ihn so getrennt von ihr lieber mag, als wenn er gegenwärtig wäre. Wenn sie mit ihm zusammen ist, fühlt sie sich überanstrengt. Sie stellt sich voll auf ihn ein, ja, sie lächelt bis in die Zehenspitzen, um ihm zu gefallen, um ihn zu halten. Das ist eine Forderung, sie wird es durchhalten, ach ja, so sind eben die Männer.“ (69)

Sabines Vorstellung von dem ‚richtigen‘ Frausein in einer Beziehung ist stark durch die (patriarchalische) Familienideologie geprägt. Auch wenn sie versucht, ein Bild von sich selbst als einer freien und selbstbewussten Frau zu geben, ist ihre Vorstellung von der

Rolle der Frau in einer Beziehung konservativ. „Ein Mann muß Erfahrung haben, um eine Frau anzuleiten, um Sicherheit zu geben, er muß alles langsam und bewußt tun. So stellt es Sabine sich vor.“ (40) Die Position, die sie in ihren Beziehungen einnimmt, liegt im Marginal, wo sie, wie es noch zu sehen ist, keine eigene Stimme, keine Subjektivität hat.

In der Beziehung mit Eberhard lernt Sabine schnell sich selbst und ihren Körper als ein Objekt zu betrachten, mit dem sie Eberhard ‚kaufen‘ und durch ihn soziale Akzeptanz gewinnen kann. „Daß sie mit ihm schläft, ist ein Zugeständnis. Schlimm genug, daß es immer halb heimlich geschehen muß. Dafür kann sie ihn herumzeigen. Nicht ganz so, wie sie möchte, aber immerhin. Sonntags ihn am Arm. Das ist schon was. Auch sie muß ihren Preis bezahlen.“ (94) Sie ist zufrieden, wenn es ihr gelungen ist, ihn zu befriedigen, denn „[s]ie hat sowieso nichts davon. Abgesehen davon, dass einer es mit ihr macht. Es ist alles anders als in Büchern.“ (69) Sabine scheint die ihr zugewiesene Rolle, abgesehen von einer gewissen Enttäuschung, kritiklos hinzunehmen, und ebenso äußerlich kritiklos schildert die erzählende Stimme Sabines Gedanken. Vor über 30 Jahren hat Shulamith Firestone dieselben Überlegungen angestellt wie Sabine und ist zu dem Schluss gekommen, dass die Unterdrückung der Frauen eben auf diesen Verhältnissen beruht. (Vgl. Kap. 4.1 oben) Reflektiert über die Diskussion der letzten Jahrzehnte über die Rolle der Frau in einer Partnerbeziehung kann man die äußerliche Kritiklosigkeit der obenstehenden Beschreibung als Provokation deuten und dadurch als Kritik. Somit kann gefolgert werden, dass sich *Blöde Kuh* den Ansichten Firestones insofern anschließt, als sie den patriarchalischen Sexualdiskurs und die in diesem Diskurs der Frau zugewiesene Rolle der Kritik unterzieht.

Die Beziehung von Sabine und Eberhard scheidet schließlich daran, dass Eberhard trotz Sabines Bemühungen, ihn fest an sich zu binden, sie mehrmals betrügt. Sabine beginnt eine Affäre mit Streckertoni. Als sie zum ersten Mal bei Streckertoni zu Besuch ist, scheint es erst einmal gar nicht so zu laufen, wie Sabine es sich vorgestellt hatte: Streckertoni will Sabine seine Briefmarkensammlung zeigen und lässt Sabine allein sitzen. „Sabine hatte sich gedacht, daß sie nebeneinander sitzen würden. Er würde ihr eine oder zwei Marken zeigen, sie dann küssen, weil alles ja doch nur ein Vorwand war, und sie würde sich endlich gegen ihn wehren können, massiv und lautstark.“ (209)

Auch wenn die Briefmarkensammlung kein Vorwand war, erwiesen sich Sabines Erwartungen als richtig. Sie wehrt sich aber nicht massiv und lautstark und Toni hat noch viele andere Sammlungen, die er Sabine gerne zeigen würde. Er ruft sie täglich an und „[w]enn der Toni angerufen hat, dann hat Sabine einen Termin bei ihm. Sieben Uhr, acht Uhr. Manchmal später. [...] Sie geht neuerdings schnurstracks in die Wohnung. Kein Umweg über den Bahnhof. [...] Wenn sie zusammen sind, reden sie nicht viel. Es ist immer der ziemlich gleiche Ablauf.“ (212) „Der Toni treibt es mit ihr auf dem Berberteppich. Es ist der Toni, der es mit ihr treibt, und nicht sie mit dem Toni, wie die Leute vermuten. Sie hat Schwierigkeiten mit ihrem Steißbein. Der Knochen scheuert auf der harten Wolle. Sie wird sich eines Tages wundgelegen haben. Hinterher zieht der Toni sich gleich an. Noch im Liegen. Er will nicht, dass Sabine sich anzieht. Gesagt hat er das noch nicht, aber wenn Sabine sich aufrichten will, drückt er sie mit der Hand runter. Sie liegt da, flatsch, wie ein Wischlappen und kommt sich auch so ausgewrungen vor.“ (214)

In der Beschreibung der Beziehung von Sabine und Toni sind viele Details zu erkennen, die Sabines Rolle als Unterstellte, als passives Objekt, das dem Mann zu Verfügung steht, hervorheben. Es ist immer Toni, der Sabine zu sich ‚bestellt‘. Er legt sie *unter* sich auf den *Boden* bzw. auf einen harten Teppich, der Sabines Rücken scheuert. Dass Sabine sich wie ein ausgewrungenen Wischlappen vorkommt, zeigt deutlich, „was sie davon hat“. Aber anders kann sie es sich auch nicht vorstellen, und sie ist „ganz glücklich, doch, sicher, sonst wäre sie nicht hier.“ (220)

Die Affäre mit Streckertoni endet damit, dass Sabine von ihm schwanger wird, ihn aber keinesfalls heiraten will. Sie bleibt bei ihren Eltern wohnen und nach der Mutterschutzfrist fängt sie an zu arbeiten. Immer noch träumt sie aber von der Ehe und ihr kommt wieder Eberhard in den Sinn. Je mehr sich Sabine mit dem Gedanken beschäftigt, sich mit Eberhard aufs Neue in Verbindung zu setzen, desto mehr fasziniert sie diese Idee. „Es würde alles bedeuten, das Ende dieser nerventötenden Tätigkeit im Immobilienbüro des Herrn Holz, die Geborgenheit einer Familie, die ihr die eigene schon lange nicht mehr gibt, und nicht zuletzt ein Vater für Nicolas, denn Sabines Vater füllt diese Rolle gar nicht aus, schon die des Großvaters scheint ihm lästig zu sein.“ (255)

Als es ihr gelungen ist, den Kontakt mit Eberhard aufs Neue aufzunehmen, ist sie wieder „bereit zu kämpfen“, denn „allzuviel Gelegenheiten gibt es nicht im Leben, das hat sie schon gelernt, man muß nehmen, was kommt, und das Beste daraus machen.“ (256) Und wieder ist sie „die Heitere, die Verführerische“. (261) Aber in der Beziehung sind sie nicht zu zweit. Von Anfang an ist die Mutter symbolisch dabei, und konkret ist die Mutter die nächste Person, die Sabine die Familienideologie weitergibt und selbst als Beispiel dafür steht, wie eine Hausfrau sich zu benehmen hat. Das Wichtigste für Sabine wird sein, dass sie der Mutter zeigen kann, dass alles so ist, wie es sich gehört. Vor diesem Hintergrund wird Sabines „Hingebung“ doppeldeutig, und anhand dessen, was nach der Heirat folgt, kann ‚die Opferung des Leibes‘ als eine symbolische Auslieferung der Familienideologie interpretiert werden: „Sie liegt hingebungsvoll in Eberhards Armen. Nein, zwischen den Kissen auf dem Sofa. Manche hat die Mutter schön umgehäkelt. [...] Und die meisten [sind] von der Mutter hergestellt. Hingebung ist auch was Schönes. *Ich geben meinen Leib*. Aber das war Jesus. Und im anderen Zusammenhang.“ (262) In diesem Zusammenhang macht Eberhard Sabine einen Heiratsantrag und „Sabines Leben hat eine glückliche Wendung genommen.“ (261) Anhand des weiteren Verlaufs von Sabines Leben erweist sich der Kommentar der erzählenden Stimme als beißend ironisch. Später, in der neuen Wohnung, werden dieselben Kissen ihre Wohnzimmercouch, die für Besucher gedacht ist, „steif schmücken.“ (265)

Nach der Hochzeit ziehen Sabine und Eberhard in das Haus, an dem er schon seit seiner ersten Ehe baut. Auch in dieser neuen Position gibt sich Sabine viel Mühe, um ihrer Vorstellung von der richtigen Art Frausein, in diesem Fall der Vorstellung der idealen Hausfrau gerecht zu werden: „Schon um sechs Uhr steht sie auf, um Ferdinand zu versorgen. Manchmal fühlt sie sich zerschlagen, wenn sie auf Lockenwicklern gelegen hat, die sie sich ins Haar dreht, wenn Eberhard schon eingeschlafen ist. Sie müssen wieder entfernt werden, bevor er wach ist, damit er nicht sieht, wie sie ausschaut, zerknittert, zermatscht, form- und farblos. Sie macht sich schön, bevor er aufsteht, damit er dieses Bild den Tag lang mit sich herumträgt, eine adrette, junge Mutter, die ihrem Mann liebevoll bis an die Haustür begleitet.“ (274) Aber „Eberhard hat sich verändert. [...] Was hat sich verändert? Nichts Greifbares, eher ist es so, als sähe er Sabine nicht mehr an. [...] Eberhard sieht alles, den geringsten Dreck, eine feuchte Stelle im Keller, eine flackernde Glühbirne. Nur Sabine sieht er nicht. Sie wundert sich, als er sagt: ‚Mein

Gott, schau mal in den Spiegel, wie du rumläufst, nicht zum Aushalten ist das.’ Hat er sie doch gesehen? Aber so meint es Sabine eigentlich gar nicht.“ (266)

Nach der Geburt ihres zweiten Kindes, des ersten von Eberhard, bleibt Sabine zu Hause und Eberhards Einstellung ändert sich. Er beschwert sich über Sabines teure Kosmetik: „Für das, was du dir ins Gesicht schmierst, könnten wir eine Woche lang essen,’ brüllt Eberhard, der keine Ahnung hatte, was ein Fläschchen Make-up kosten kann [...] ‚Soll ich vielleicht ohne rumlaufen?’ fragt Sabine. ‚Andere tun’s auch’, sagt Eberhard. ‚Hast du ’ne Ahnung, niemand läuft ohne rum. Ich auch nicht. Wenn ich das gewußt hätte.’ ‚Wenn ich das gewußt hätte, schreit Eberhard und verläßt das Haus.“ (273) Auch ihren Umgang mit der Kleidung muß Sabine ändern lernen: für das Tauffest des zweiten Kindes *darf* sie ein neues Kleid kaufen. Das Auto, das verkauft wird als Sabine zu Hause bleibt, Schminke und Kleidung machten einen wichtigen Teil von Sabines früherer Identität aus: für sie standen sie für Freiheit, Selbstbewusstsein und das Recht, über sich selbst bestimmen zu können. Vor diesem Hintergrund ist das Verzicht auf die konkreten Dinge als ein symbolischer Entzug dieser Rechte zu interpretieren.

Der Alltag als Hausfrau gestaltet sich recht einsam und monoton. „Gott sei Dank muß sie nicht ständig kochen. [...] Eberhard [ißt] in der Kantine seiner Firma. [...] Putzen. Fernsehen. Kind ins Bett. Selber ins Bett.“ (266) „Wenn Eberhard im Sportverein ist, sieht Sabine fern. Fast jeden Abend sieht sie fern und hütet die Kinder.“ (277) Auch wenn Sabine sich Mühe gibt, um die beste mögliche Hausfrau zu sein, macht Eberhard ein großes Theater aus jedem Fehler, der Sabine im Haushalt passiert.

„[D]ie Mutter schaut sie prüfend an, ob sich nicht was in Sabines Gesicht verändert hat, ob sich nicht schon das Leid einzeichnet, dieser träge Alltag mit all seinen Pflichten, und sie meint mit *allen*.“ [Hervorhebung im Roman] (266) Und Sabine weiß, was die Mutter meint, denn „Ehe findet im Bett statt. Es ist die einzige Zeit, daß Eberhard ihr nahe ist, er mit geschlossenen Augen, manchmal betrachtet Sabine ihn die ganze Zeit über, so lange es bei ihm dauert, die Sache im Bett, Sex [...]Ehe ist dieses gräßliche Funktionieren geworden, im Bett [...] und Sabine kann sich gegen den Gedanken wehren, wie sie will, es ist doch das geworden, was sie als Kinder mit Schrecken und Lachen hörten, eheliche Pflicht, manchmal auch nachts zwischen zwei hektischen

Träumen, wo sie ständig mit ihrem Auto den Abhang hinunterfahren muß und sich doch so dagegen stemmt.“ (265)

Außer dass in diesem Abschnitt eine direkte Kritik an der Rolle der Hausfrau abzulesen ist, wird durch den Traum symbolisch auf Sabines verschlechterte Stellung verwiesen.

„Manchmal sitzt sie bei der Mutter und stöhnt ein bisschen, nur so. ‚Jaja‘, sagt die Mutter, ‚so ist das Leben‘, sie sagt es auch nur so. (267) Und „eines Tages wird alles besser, weiß Sabine, sie ist eine geduldige Seele.“ (274) Aber es scheint nicht besser zu werden; Eberhards Rücksichtslosigkeit Sabine gegenüber wächst und auch der ‚Alltagssex‘ bekommt immer groteskere Züge. Als Eberhard eines Abends wieder vom Sportverein kommt, hat Sabine eine schreckliche Nachricht zu erzählen: ‚Conny ist tot‘, sagt Sabine und er schüttelt den Kopf, tztztz, zieht sich aus und legt sich auf Sabine. ‚Ich kann nicht‘, sagt sie. ‚Stell dich nicht so an, sagt er. Altes Mädchen, stell dich nicht so an.‘ Und was soll’s...“ (277)

Es gibt „[k]eine Romantik mehr. Eberhard berührt sie, wenn er es nötig hat, aber das hat auch sein Gutes, je nötiger er es hat, desto schneller ist er fertig, desto eher schläft er tief, wenn sie aufsteht, ins Bad geht und ihr der Samen an den Beinen hinunterläuft. [...] mit halbgeschlossenen Augen steht sie endlich vor dem Spiegel, wickelt das Haar um die Plastikrollen mit den Widerhaken, die auf die Kopfhaut drücken, so daß sie morgens den Schädel massieren muß, bis das Blut einigermaßen fließt und sie schmerzfrei denken kann.“ (276) „Sie ist übermüdet, aber die monatelange Gewohnheit läßt sich nicht einfach abstellen, irgendwann einmal nachts wacht sie auf, läuft in Panik ins Bad und präpariert die Frisur, ja, hoffentlich trocknen die Haare noch vor dem Morgen. Sie stellt den Wecker so, daß sie als erstes wach ist.“ (283) Sabines beinahe hysterische Bemühungen um ihr Aussehen bilden einen krassen Gegensatz zu Eberhards fast totaler Ignoranz ihr gegenüber. Dieser Widerspruch und die Art, wie Sabines Ritual mit den Lockenwicklern beschrieben wird, lassen diesen sonst alltäglichen und allgemein als natürlich empfundenen Teil des Frauseins als grotesk und unnatürlich wirken. Diese übertriebene Darstellung von dem, was traditionell als weiblich gilt, und dadurch fast selbstverständlich zum Frausein gehört, stellt die Selbstverständlichkeit in Frage und lässt sich dadurch als Kritik an den traditionellen Vorstellungen vom Frausein und an der an Frauen gestellten Erwartungen lesen. (Vgl. Kap. 4.3.5 oben.)

Tag für Tag fährt Eberhard jeden Abend zur Sporthalle. Allmählich wird Sabine misstrauisch und sie nimmt das Thema bei ihrer Mutter auf. Die Mutter meint, dass Eberhard Sabine betrügt, aber Sabine will nichts Derartiges hören. Sie glaubt fest an die Macht der Ehe, wie ihr beigebracht worden ist. „Meistens hat die Mutter recht. Aber diesmal nicht.“ (279) Die Tatsache, dass Eberhard sie früher, vor der Ehe betrogen hat, sieht Sabine „heute anders“ (281): „Das ist längst vorbei. Das war noch, bevor wir richtig zusammen waren. [...] Da waren wir noch nicht verheiratet. [...] Er ist ein Sportfan“, sagt Sabine. „Mehr nicht.“ (279, 280) Eines Abends geht sie jedoch zur Sporthalle, um nachzusehen, ob Eberhard tatsächlich da ist. Sie sieht sein Auto nicht auf dem Parkplatz und als er gegen Morgen zurück nach Hause kommt, bricht Sabine in Tränen aus und erzählt von ihrem Verdacht. Eberhard erklärt, dass er „’durch die Gegend gefahren [ist], einfach so“ [nachdem er und Sabine sich heftig gestritten haben]. (285) Um „die Ruhe zu bewahren“ (284) und „damit sie sonntags bei der Mutter sagen kann, es ist alles in Ordnung, uns geht es gut“ (286) ist Sabine bereit Eberhard zu glauben.

Und so kann sie der Mutter vergewissern, dass alles in Ordnung ist, was nur ein bisschen fehle, sei Liebe. „Ich hab nichts gegen Arbeit, aber ein bißchen Liebe braucht man. Das ist es. Ich bin doch mehr als nur die Waschfrau. Ich bin doch wer. Ich geh zum Friseur. Ich lasse mir die Haare machen. Hast du eine Ahnung, was ich alles mache.“ (282) Und sie nimmt sich jeden Abend vor, „sich an seinen Hals [zu] hängen, an seine Brust [zu] werfen, sein Gesicht mit Küssen [zu] bedecken, ihn dadurch [zu] zwingen zu bleiben. [...] aber es ist nicht so leicht. [...] Dann tut sie es doch, steht mit ihm im engen Korridor, da muß man sich berühren. Sie schließt die Augen, hängt sich an seinen Hals, umfaßt mit den Armen seinen Nacken, schließt die Hände wie zum Gebet, hängt an ihm, küßt ihn, und er versucht, ihre Hände zu lösen, aber sie hängt, ein schönes Stück Gewicht. [...] ‚Verrückt geworden‘, sagt er. ‚Bleib doch‘, schluchzt sie. [...] aber er löst ihre Hände, greift hinter seinen Hals und reißt die Finger auseinander. ‚Ich liebe dich, ich liebe dich‘, weint sie. Aber er muß los, es ist schon später als sonst, sie sinkt zu seinen Füßen, wälzt sich auf der Erde, ein hilfloses Bündel, das er aus Mitleid aufrichten müßte. Aber er steigt schon über sie hinweg. Dann ist sie allein.“ (283, 284)

Diese Szene kurz vor dem Ende der Ehe bringt deutlich die Marginalität der traditionellen Position der Frau zum Vorschein. Sabine hat sich ganz konkret mit der

Mutter identifiziert und sich in eine traditionelle Familienkonstellation hineingesetzt. In dieser Position hat sie keine eigene Stimme, keinen Zugang zur Sprache, übrig bleibt nur das subversive Potential des Semiotischen, als welches Sabines Ausbruch angesehen werden kann, um das Symbolische ins Wanken zu bringen. Aber wie auch auf dem Arbeitsplatz, führt Sabines Anfall zu nichts: sie kann noch so viel weinen und toben, es hat keine Wirkung auf Eberhard und den von ihm vertretenen Diskurs.

Schließlich wird es Sabine eindeutig klar, dass Eberhard sie betrügt, seine Abende weder in der Sporthalle verbringt noch Überstunden an der Arbeit macht, wie seine andere Erklärung lautet. Sabine zieht mit den Jungen zu ihren Eltern und lässt sich scheiden. Solange Sabine noch offiziell Eberhards Frau ist, ruft dieser „[z]u allen möglichen Tages- und Nachtzeiten [...] an, erinnert Sabine an ihre Pflichten, die sie schmäählich vernachlässigt hat.“ (289) Als Sabine zum letzten Mal das Haus betritt, um mit ihrer Mutter „ihre Sachen aus der Wohnung zu holen“ (289), wird ihr auf einmal klar, dass sie „schon in diesem Haus ersetzt“ worden ist, denn „in Eberhards Zahnbecher [steht] schon eine zweite Zahnbürste [...]“ Trotzdem ist Sabine bereit, es noch einmal zu versuchen: sie „denkt einen Moment lang, daß ja alles gut werden könnte [...] Küsse, Küsse. Vergeben, vergessen. [...] und wirft [...] sich blind an [Eberhards] Brust. [...] Aber er geht einen Schritt zurück, erschreckt, es hat schon zu viele solcher Anfälle gegeben. Sabines Attacken mit Tränen, nassen Küssen, schwitzigen Händen, er wehrt sich.“ (292)

Der Verlauf von Sabines bisherigem Leben hat das der Mädchen in traditionellen Mädchenbüchern verfolgt: ihr Beruf, wenn auch als Vorstandssekretärin, stellte nur einen Übergang zur Ehe dar. Jedoch ist Sabines brennender Wunsch, zu heiraten, ihr Leben in der Ehe und ihre Versuche, die Ehe zu retten und die Familie zusammenzuhalten, zugespitzt und parodistisch dargestellt. Diese verfremdende Darstellungsmethode lässt die in den traditionellen Mädchenbüchern (und weitgehend auch in der Gesellschaft) als normal erscheinenden Motive fragwürdig vorkommen.

Die Beschreibung von Sabines ehelichem Leben, nachdem ihr „Leben eine glückliche Wendung genommen“ (261) hat, ist eine zugespitzte Darstellung dessen, was für Wirkungen die Ehe als Institution auf das Leben der Frau haben kann. Sabine ist völlig überzeugt, dass die Ehe die einzige wahre Möglichkeit für ihre Zukunft und „ein netter, zärtlicher, sich kümmernder Mann“ (31) die Lösung für ihre Probleme ist. Es stellt sich

aber bald heraus, dass „sie sich alles anders vorgestellt hat“ (279). Sie muss nicht nur auf ihr Eigentum, sondern auch auf alle ihre Freiheit und Rechte verzichten; auch ihr Körper, auf den Sabine selbst keinen Anspruch mehr erheben kann, wird Eberhards Besitz. In Eberhards Leben hingegen ändert sich kaum etwas: auch wenn Sabine glaubt, dass die Ehe auch ihn verpflichtet, ihr treu zu sein, braucht er sich in der Tat gar nicht darum zu kümmern. Die Umstände segnet die durch die Familienideologie geprägte Umgebung ab, und für Sabine bleibt nicht anderes übrig, als mitzuspielen, ihren Glauben zu bewahren und zu versuchen, die Kulisse aufrechtzuerhalten, auch wenn sie sich selbst und ihr Leben opfern muss.

Obwohl es in der heutigen westlichen Gesellschaft für eine Frau möglich ist, die äußeren Umstände so zu gestalten, dass sie als Alleinerziehende zurechtkommt, bleibt da noch die geistige Atmosphäre, die Meinungen und die Vorurteile der Umgebung, von welchen manche auf die alte Formel Hure und Madonna zurückzuführen sind. Nach dem Tod der Mutter und dem Umzug nach Frankfurt gelingt es Sabine, Wohnung und Arbeit zu finden und ihre Kinder allein zu versorgen. Die Rolle der Mutter und das Leben als eine junge Frau erweisen sich aber als schwierig zu vereinbaren, denn „[a]usgehen kann Sabine nicht. Wie denn. Die Kinder hüten und außerdem ohne Mann. Niemand geht ohne aus. Wenn man jung ist, vielleicht, jünger als sie. Mit sechzehn kann man alleine rausgehen, da ist nichts dabei. Ist man älter, bedeutet das was, daß man eine Macke hat oder krank ist oder verkrüppelt. Bei der stimmt was nicht. Wenn man noch älter ist, ist Alleinsein wie eine Allergie. Wenn man Kinder hat, ist Alleinsein gottgegeben. Ein Naturgesetz. Sonst ist man ein Flittchen. Man muß höllisch aufpassen.“ (325)

Sabine traut sich nicht, allein auszugehen, hat es aber satt, Abend für Abend allein mit den Kindern zu Hause zu sitzen. Im selben Haus, in dem Sabine wohnt, wohnen zwei Männer, ein älterer und ein jüngerer, von denen man sagt, sie seien Homosexuelle. Dies will Sabine aber nicht glauben, sie sehen ja auch gar nicht so aus [...]“ (321), und sie meint, sie seien sicherlich Onkel und Neffe. Der jüngere, der Neffe, ist bildschön und kaum älter als Sabine. Sabine schmiedet einen Plan, um in näheren Kontakt mit ihm zu kommen. Sie weiß, dass die Männer ihre Wohnung renoviert haben, und „[i]hr fällt ein, daß sie ihre Wohnung ein bißchen verschönern könnte“. Als sie den Neffen im Treppenhaus trifft, sammelt sie ihren Mut und spricht ihn an. „Sie habe ihn bei Malerarbeiten gesehen, und sie habe auch vor, die Wohnung zu renovieren, und ob er ihr

behilflich sein könne, sie habe so gar keine Ahnung, sei so dumm und unerfahren, sie würde seine Hilfe sehr schätzen. [...] Er zögert etwas [...] dann sagt er ja, und sie lädt ihn für morgen Abend ein, ‚nur auf einen Sprung‘, damit er sich die Wände mal ansehen kann. [...] Sie wird ihm einen schönen Abend bereiten. Nicht zu störend die Musik, ein kleines Essen, und natürlich werden sie über Tapeten reden [...] Sie müssen dann nebeneinander auf der Couch sitzen, ganz klar, sonst kann man nicht Tapetenmuster[buch] betrachten, und sie wird ihm wie unbeabsichtigt die Hand auf den Arm legen [...] (326, 327) „Nur ruhig. Es könnte auch alles ganz anders sein. Wenn er nicht der Neffe von dem Onkel ist, sondern, na ja, sein Freund oder, wie sagt man, schwul ist, dann ist die Sache komplizierter. Er ist ein armer Irregeleiteter. Das sollte man nicht glauben, so, wie er aussieht. [...] Sie würde den Neffen, also den jüngeren, auf den richtigen Weg bringen. Er hat ja keine Ahnung von Frauen oder nur schlechte Erfahrungen gemacht. [...] Sabine muß ihm allmählich helfen, darüber wegzukommen [...] und sie wird die zärtlichste Frau sein, die er sich denken kann.“ (328)

Als Jürgen am Abend kommt, läuft alles Sabines Vorstellungen zuwider: er will tatsächlich nur kurz vorbeikommen, lehnt sowohl das von Sabine vorbereitete Essen als auch ihre Annäherungsversuche höflich aber entschlossen ab. „Sie wissen doch, daß ich einen Freund habe,‘ sagt er. Und jetzt weiß sie es genau, er ist nicht der Neffe des Onkels, überhaupt nicht, und da ist er schon gegangen, einfach so [...] und sie steht da wie eine blöde Gans und wünscht, es wäre alles nicht wahr.“ (331) Später jammert sie ihrer Nachbarin Ayse: „[E]r hätte gar nicht kommen sollen, wenn er nichts von mir wollte. Er hätte wissen sollen, was passiert, wenn er zu einer Frau kommt.“ (330, 331) Diese Passage bringt deutlich Sabines Vorstellung von Männern hervor, die sie oft ausgesprochen hat: Männer sind alle gleich. Dementsprechend denkt sie, dass die ‚Rezepte‘ bzw. die Frauenrolle, die sie gelernt hat, überall und bei jedem Mann anwendbar sind, und kommt nicht darauf, daran zu denken, dass sie außerhalb des konservativen, von kleinbürgerlichen Norm- und Wertvorstellungen geprägten Dorf, wo sie herkommt, nicht unbedingt gelten. Die neue Umgebung, das Haus, in dem Sabine wohnt, bildet einen deutlichen Gegensatz: da wohnen paarweise „schlampige“ Studenten, Ausländer und Leute mit einer anderen sexuellen Orientierungen. Sabines Auffassung von der Rolle der Frau ist einseitig, eingeschränkt und geformt gemäß patriarchalischer, konservativer und stereotyp Vorstellungen von der Rolle und dem Charakter der Frau. Für Sabine ist die richtige (und die einzige denkbare) Art Frau

verführerisch, anmutig, liebevoll, empathisch und eine Spur hilflos. Der gemeinsame Nenner für diese Eigenschaften ist, dass sie alle auf eine oder andere Weise dem Mann ‚dienen‘; er bekommt Empathie und Verständnis, ihm wird zugehört, ihm gefällt das Aussehen der Frau und schließlich kann er sich kräftig und beschützend fühlen, wenn die Frau sich als hilflos ausgibt.

Darüber hinaus stellt bei dieser Art Frausein die Kochkunst bzw. das Essen sowohl konkret als symbolisch gesehen einen wichtigen Faktor dar. Eine Frau, die ihren Mann und ihre Familie bekocht, ruft Assoziationen an den Archetyp der guten Mutter hervor, die Nahrung, Geborgenheit und grenzenlose Liebe anbietet. Charakteristisch für Sabines Mutter ist, dass sie für die ganze Familie, d. h. auch für die Familie von Beate kocht. In der Ehe mit Eberhard kocht Sabine auch, aber Eberhards Mutter, die im Obergeschoss des Hauses wohnt, pflegt mit Eberhards Lieblingsessen herunterzukommen, wenn Sabine das von ihr zubereitete Essen auf den Tisch gestellt hat. Dass Jürgen das von Sabine angebotene Essen nicht annimmt, ist als symbolische Ablehnung der Rolle der Frau als gute, schützende Mutter zu interpretieren.

Die unpassende Umgebung und die Tatsache, dass Jürgen homosexuell ist, bringen Sabines Verhalten und Erwartungen ins Lächerliche und lassen die Situation tragikomisch erscheinen. Sie verpasst die Gelegenheit Jürgen kennenzulernen, weil sie keine andere Art von Frausein kennt, und sich nicht anders verhalten kann.

„Seit der peinlichen Geschichte fühlt sich Sabine nicht mehr wohl im Haus.“ (332) Sie zieht wieder einmal um und richtet ihr Interesse auf die Arbeit. Den Umzug kann man als einen Neubeginn interpretieren, denn durch den ganzen Roman hindurch symbolisieren die unterschiedlichen Wohnungen unterschiedliche Phasen in Sabines Leben. Auch, dass sie ihr Doppelbett, das sie „[f]ür den Fall des Falles“ (334) bisher mitgeschleppt hat, in der alten Wohnung lässt, deutet auf eine veränderte Einstellung hin. Herr Mai ist der erste Mann, der Sabine für ehrgeizig und talentiert hält und sie als gleichberechtigten Menschen respektiert, als eine Frau, die eigene Ziele und Wünsche hat, die weiß, was sie will. Sabine kokettiert ein bißchen, versucht aber nicht mehr ein rührendes, emphatisches, hilfloses Wesen zu spielen, sondern gibt offen zu, dass die Vermutung von Herrn Mai zutrifft und sie sagt zum ersten Mal, wohl ebenso für sich selbst als Herrn Mai: „Ich bin auch nicht eine von den meisten Frauen.“ (336)

9.4.6 Mutterschaft

Kinderliebe und Mutterschaft werden in *Blöde Kuh* nicht als essentielle weibliche Eigenschaften dargestellt. Sie machen nicht „den Kern des Frauseins“ aus, weder im traditionellen, patriarchalischen Sinn noch als „die potentielle Beziehung der Frau zu ihrer Möglichkeit zur Reproduktion und zu ihren Kindern“ wie diese Adrienne Rich als Vertreterin der gynozentrischen Phase des Feminismus unterstreicht (siehe Kap. 4.2 oben). Für Sabines Mutter sind Familie und Kinder das ganze Leben, aber für Sabine, die im Leben auch andere Möglichkeiten hat, bringen diese nie, trotz ihres Wunsches „sich nur ihren Kindern und ihrem Ehemann widmen zu können“ (268) das wahre Glück oder Erfüllung in irgendeiner Form. Dagegen kommt der Gedanke von Rich deutlich vor, dass die Mutterschaft als Institution das Leben der Frauen einschränkt und „den weiblichen Potential ghettoisiert und degradiert“ (Vgl. Kap. 4.2 oben). Nach einiger Zeit Eheleben fängt auch Sabine an einzusehen, was die vollständige Widmung an die Familie anzubieten hat: „Ich habe mir alles anders vorgestellt. Was habe ich vom Leben. Warum bin ich verheiratet. Ich könnt grad solo sein. Arbeit hab ich. Die Kinder. Das Haus. Die Wäsche.“ (279)

Der Wunsch Sabines, eigene Kinder zu bekommen und sich ihnen zu widmen, basiert auf keiner weiblichen Neigung zur Kinderliebe oder einem Mutterschaftstrieb, sondern vielmehr auf der im Rahmen der Familienideologie stattfindenden geschlechtsspezifischen Erziehung, die Nancy Chodorow als *role training* bezeichnet hat. Sabine ist immer „überzeugt gewesen, nie Kinder bekommen zu können, obwohl sie es sich eigentlich wünschte, im Rahmen so einer ordentlich gefügten Familie.“ (221)

Beide Kinder werden nicht aus ihrer Liebe zu Kindern gezeugt. Das erste Mal wird Sabine unerwünscht von Streckertoni schwanger, weil sie nicht gedacht hatte, dass sie schwanger werden könnte. Sie nimmt die Schwangerschaft als „ein Wink des Schicksals“ (223). Was dies für ein Wink sein soll, wird allerdings nicht klar, denn sie hat nicht die geringste Absicht, Streckertoni zu heiraten. Trotz des unehelichen Kindes fällt die erzählende Stimme kein moralisches Urteil, Sabine wird nicht ‚bestraft‘. Auch die Mutter, die für die traditionellen Normen und Werte steht, tadelt sie zwar für ihre kindisch unbedachte Handlung und macht sich sorgen um das Praktische, beurteilt Sabine aber nicht moralisch. Obwohl die Mutter anfangs davon ausgeht, dass Sabine

möglichst schnell heiratet, akzeptiert sie auch die Heiratsverweigerung und tut ihr Bestes, um Sabine zu helfen. Die Betonung der Wichtigkeit einer anständigen Beziehung scheint eher aus dem umgebenden moralischen Klima zu stammen als die persönliche Meinung der Mutter widerzuspiegeln. Nach Ansicht des Vaters ist Sabine „eine blöde Kuh“ (233), welches die erzählende Stimme kommentiert: „Und der Vater hat ja recht.“ (233) Diese Feststellung, welche die Mutter zu verwenden pflegt, wird, wenn sie von der erzählenden Stimme stammt, mehr als eine bloße floskelartige Konstatierung. In ihr ist eine Hilflosigkeit einer Macht gegenüber zu spüren, die man nicht in Frage stellen kann, was auch immer diese Macht, der Vater bzw. die Gesellschaft meint. Implizit beinhaltet sie die Annahme, dass diese Macht in Frage zu stellen sein könnte, was wiederum den Eindruck verstärkt, dass die erzählende Stimme eher auf der Seite von Sabine als des Vaters steht.

Die zweite Schwangerschaft während der Ehe mit Eberhard sollte dazu dienen, die Beziehung mit ihm zu verbessern und wieder mehr Aufmerksamkeit von ihm zu bekommen, denn jetzt denkt Sabine, dass ein Kind „ein festes Band zwischen zwei Menschen [ist].“ (267) Das zukünftige Kind bekommt den Stellenwert eines Geschenks an den Mann, und die erzählende Stimme stellt ironisch fest: „So einfach ist es, einen Mann glücklich zu machen.“ (267) Nach der Geburt schenkt Eberhard Sabine rote Rosen, „da kann man *sehen*, was für eine glückliche Mutter sie ist.“ (269) [Hervorhebung K. K.]

Sabines Beziehung zu ihren Kindern ist eher funktionell als emotionell, und ihre Einstellung wird schon nach der ersten Geburt eindeutig: „Sie will das Kind gar nicht sehen, und außerdem ist es ein Junge.“ Durch das Kind hat sich aber Sabines soziale Stellung geändert, und das weiß sie zu schätzen. „Fünf Tage lang Besucher am Bett der jungen Mutter. Blumen, Blumen. Die Mutter hat überall erzählt, es sei die schwerste Geburt im Krankenhaus gewesen. [...] ‚Wollt ihr mein Kind sehen?‘ fragt Sabine jeden Besucher und führt ihn an die Glasscheibe. Sie ist stolz auf ihr *Produkt*.“ (236) [Hervorhebung K. K.]

Von Anfang an wird das Kind, Nicolas, vorwiegend von Sabines Mutter gepflegt, und nachdem Sabine wieder angefangen hat, zu arbeiten, sieht sie den Jungen kaum noch.

Andererseits interessiert sie sich auch nicht dafür, was die Mutter von der Entwicklung des Kindes erzählt. Die Kritik der erzählenden Stimme richtet sich auf Sabines unbekümmerte, kindische Einstellung und auf ihre Unfähigkeit, Verantwortung für ihr Kind zu übernehmen, wie dies eine Erwachsene tun sollte. Als sie später mit ihren beiden Kindern zu Hause bleibt, wird nur erwähnt, wie sie sie ins Bett bringt, füttert, ein Spielzeug vor die Nase setzt oder mit ihnen fernsieht. Aus der Art der Beschreibung ist zu folgern, dass Sabine zwar die Verantwortung übernommen hat, und sich um die Kinder kümmert, aber dass sie keine innere Berufung oder keinen Trieb zur Kinderpflege hat und dass sie ihr großes Glück darin nicht findet. Auf die Bemerkung der Mutter, dass auch Kinder glücklich machen können, antwortet Sabine: „Für den Rest meines Lebens? Das ist doch nicht alles. [...] Ich bin mehr als nur eine Mutter.“ (252) Wegen dieser Einstellung beurteilt oder tadelt die erzählende Stimme sie jedoch nicht. Vielmehr scheint es, dass sie Verständnis mit ihr hat, wenn Sabine sich nicht wie andere Mütter über ihre Kinder begeistern und sich nicht in deren Gefühle hineinleben kann.

In Frankfurt muss Sabine Plätze im Kindergarten besorgen, weil sie als alleinerziehende Mutter wieder arbeiten geht. Im Kindergarten üben die Kinder „Novemberlieder. Sankt Martin und Laterne, Laterne. Sie basteln Ungeheuer aus buntem Pergament. An Ferdinands Laterne hängt der Inhalt einer halben Flasche Klebstoff, und er denkt noch, dass Sabine sich freut. In der Kälte ist Laternenfest. [...] Sabine, die den Laternenlauf mitmachen muß, hat verkrampte, vereiste Zehen in ihren Ballerinas. [...] Ferdinand ist unmöglich, schlägt mit dem Lampion auf den Boden und an andere Kinder, daß Sabine Angst hat, die Laterne könnte sich entzünden. Aber loslassen will er nicht, hält krampfhaft den Stab fest, und Sabine faßt mit an, und so, schief gehend und halbgebückt, durchsteht sie den Marsch bis zum Uhrtürmchen und dann zurück, Gott sei Dank. Da stehen sie im Hof, sie neben Ayse, deren Kinder die Laternen auch furchterregend schwenken, aber Ayse lacht. ‚Ist schön‘, sagt sie. ‚Wenn die Kinder sich freuen.‘ Kuchen gibt es, große, weiche, süße Brezel. Ferdinand läßt seinen in den Dreck fallen und will ihn trotzdem weiter essen. Und Sabine hat keine Kraft, sich immer zu wehren, ‚nein‘ zu sagen, sie schaut gar nicht mehr hin, sondern hoch in das Stückchen dunklen Himmel [...] und schließlich ist es zu Ende. Noch nach Hause. [...] ‚War schön‘, sagt Ayse. ‚Kinder werden viel daran denken und viel lachen. War schön.‘ (324)

Stellenweise ist in der Beschreibung eine Spur Ironie den Frauen gestellten impliziten Erwartungen und der Haltung anderer Mutter gegenüber zu spüren. „Auch noch Elternabende im Kindergarten. Mütter, die sich über jeden Krimskrams der Kinder freuen. Wachsmalereien, Blumen aus Krepppapier. Die Erzieherinnen [...] berichten über den Stand der Kinder, wie lieb, wie selbständig, wie entwickelt. Ob sie ein Puzzle aus fünf oder aus acht Teilen legen können. Der große Unterschied. Herbert haut immer die Tanja. Mohammed weint viel. Warum. Nicolas ißt keine Eier. Aber er muß. Daß sie darauf achten soll. Erziehung. [...] Und die Mütter sitzen da, trinken Kaffee und nicken brav.“ (324, 325)

Darüber hinaus, dass das Werk die Zuneigung zu Kindern und die Mutterschaft nicht als essentielle oder gar als notwendige Eigenschaften einer Frau betrachtet, bringt es deutlicher negative bzw. das Leben der Frauen erschwerende und einschränkende Aspekte des Mutterseins hervor als positive. Der Zwiespalt zwischen der Gestaltung des eigenen Lebens und der Verantwortung für die Kinder und ihr Leben kommt auch in Sabines Überlegungen deutlich zur Geltung. Angekommen in Frankfurt, ohne Arbeit und Wohnung, nur die notwendigsten Sachen für die Kinder dabei, und die Kinder, eins an jeder Hand „kann sie sich nicht mehr beherrschen, die Kinder dürfen ruhig sehen, wie es ihr geht, was sie alles durchgemacht hat und derentwillen. Denn, wenn sie alleine wäre, säße sie nicht in der Tinte, dann ginge es ihr gut. Ha.“ (310) Am selben Nachmittag steht sie in der gerade von ihr gemieteten Wohnung und sieht durchs Fenster auf den asphaltgepflasterten Hinterhof. „Wenn sie sich vorstellt, daß hier die Kinder aufwachsen sollen, wird sie von kaltem Grausen erfaßt. Vielleicht hätte sie nicht immer sofort aufgeben sollen, früher, bei der Sache mit Eberhard, der jetzt in seinem schönen, großen Haus sitzt, wo sein Sohn sich mit Abstellkammern begnügen muß.“ (313) Dem Zwiespalt wird im Roman keine Lösung angeboten: „Sabine wird einfach weitermachen müssen, auf diesem Weg, der schon richtig sein wird.“ (313) Sie wird ihren Kindern zwar nicht die gleiche Kindheit anbieten können, wie sie ihr ihre Mutter angeboten hat, andererseits kann sie ihr Potential außerhalb der Mutterschaft verwenden und selbst leben, nicht nur durch das Leben der anderen bzw. der Kinder und des Mannes.

9.5 Ayse

Ayse ist eine Türkin, die in dem Haus wohnt, in das Sabine mit ihren Kindern einzieht, als sie nach Frankfurt kommen. Schon am Frankfurter Bahnhof wird Sabine mit Türken konfrontiert, die für sie das Unbekannte, Fremde und dadurch etwas Abzulehnendes repräsentieren. Die Beschreibung von Sabines Einstellung den Türken gegenüber ist als ironische Kritik an der allgemeinen westlichen, oft scheinheiligen Einstellung zu Ausländern und dem Eurozentrismus zu lesen. „[...] sie sieht nicht anders aus als die vor dem Bahnhof herumlungernenden Völkergruppen, sie mit Türkenskoffer, und eine unbändige Wut faßt sie [...] Ich bin nicht wie ihr, denkt sie, ihr Spanier, ihr Kroaten, ihr Türken, was weiß ich, ich sehe nur so aus, wie ein Niemand, aber ich bin, weiß Gott, wer, ich hab Verachtung für euch.“ Sie geht in ein Ledergeschäft und kauft sich einen Koffer aus bordeauxrotem Leder. „Die Wut auf Türken ist verflogen, sie hat den Abstand klargemacht, sie hat nichts gegen Türken, natürlich nicht, sie ist großzügig, tolerant und weltoffen. Die Türken können nichts dazu, daß sie Türken sind.“ (309) Als sie in das Haus einzieht, stellt sie fest, dass es voller Menschen ist, die „zu ihr nicht passen“. „Und Türken. Ausgerechnet neben ihr die türkische Familie. Wie gesagt, sie hat nichts gegen Türken. Nur ausgerechnet neben ihr. Sie sind nicht so schlimm, wie man denkt, und die Frau ohne Kopftuch. Ziemlich *normal* aussehend. (315) [Hervorhebung von K. K.]

„Als die Türkin im Treppenhaus an ihr vorbeigeht, versucht Sabine ein schwaches Grinsen. ‚Soll ich helfen?‘ fragt die Türkin. ‚Nein, nein‘, sagt Sabine. ‚Vielen Dank. Ich werde schon damit fertig.‘ ‚Du mußt reintragen‘, sagt die Türkin. ‚Ich Gardinen hängen. Ich kann gut Gardinen hängen. Du sollst Tassen in den Schrank stellen.‘ ‚Ja‘, sagt Sabine brav, und eigentlich ist sie ganz froh. [...] ‚Du bist Mutter‘, sagt die Türkin. ‚Ich auch Mutter.‘ Sie lacht. Sie kann arbeiten und lachen zur gleichen Zeit. Sabine kann nicht zwei Dinge auf einmal tun. Wenn sie zuhört, kann sie nicht arbeiten. [...] Die Türkin ist schon mit den Gardinen fertig. ‚Was noch?‘ fragt sie. Hat sie denn nicht selber in ihrer Wohnung zu tun? Vielleicht hat sie keine Arbeit und will Geld. Man kann nie wissen. ‚Vielen Dank‘, sagt Sabine. ‚Jetzt mache ich allein weiter. Bemühen Sie sich nicht.‘ ‚Ja gut‘, sagt die Türkin. ‚Willst du Kuchen essen? Ich bringe.‘ Und schon ist sie

drüben und kommt mit einem Teller voll Kuchen zurück. Türkischer Kuchen. Schmeckt gut. Schmeckt nicht wie türkischer Kuchen. Schmeckt Sabine so gut, daß sie im Stehen aufißt. 'Vielen Dank', sagt sie. 'Das war wirklich gut.' ,Türkischer Kuchen', sagt die Frau. ,Türkischer Kuchen ist gut. Und du mußt viel essen. Viel zu dünn. Wenn du nichts ißt, dann wirst du krank.“ (315–317)

Ayses Hilfsbereitschaft kann man mit dem von Hélène Cixous entlehnten Begriff *weibliche Ökonomie* bezeichnen. (Vgl. Kap. 4.3.1 oben.) Wie aber zu sehen ist, stellt diese keine essentiell begründete Denk- und Handlungsweise der Frauen dar, denn Sabine hat offensichtlich die für die westliche Kultur charakteristische *männliche Ökonomie*, für die Individualismus, Konkurrenz und Besitzen typisch sind. Vielmehr ist die *weibliche Ökonomie* als eine Strategie zu bezeichnen, die Ayse in ihrer Kultur angeeignet hat, um als Frau besser zurechtzukommen.

In Ayses Figur verkörpert sich die Andere Frau (Vgl. Kap. 4.2 oben.); für Sabine ist sie etwas Unbekanntes und Verdächtiges und sie weiß nicht, wie sie mit Ayse umgehen soll. Sabine stellt sich zu Ayse ähnlich ein, wie sich die Männer der westlichen Kultur traditionell zu den Frauen eingestellt haben; auf Ayse als Türkin projiziert sie ihre Ängste und ihre eigene Unsicherheit. In Sabines Urteilen und Meinungen über Ayse ist ihre eigene Lage zu erkennen. Um ihr vermindertes Selbstwertgefühl zu verstärken, spiegelt Sabine sich selbst auf Ayse, deren eingebildete Minderwertigkeit sie selbst als überlegen erscheinen lässt. Sie kann nicht die kleinste Kritik von Ayse vertragen, denn durch Kritik wird ihre überlegene Stellung in Frage gestellt. Es wird deutlich, dass Sabines Haltung zu Ayse durch Vorurteile und den Willen, sie in einem schlechten Licht zu sehen, geprägt ist, denn sonst wird dem Leser der Eindruck vermittelt, dass Ayse eine glückliche Frau ist, und dass sie es in vieler Hinsicht besser hat als Sabine. Nach dem Vorfall mit Jürgen kritisiert Ayse Sabine: „Du bist nicht Freund. Anderer Mann ist Freund. [...] sie werden viel lachen über dumme Frau.“ Dieser Kommentar trifft Sabine sehr: „Und was Ayse so überhaupt von ihr behauptet. Daß sie dumm sei und ähnliches. Muß sie sich das gefallen lassen? Von Ayse, die nichts ist und nichts kann, die aus ihrem Dorf gekommen ist und jetzt in so einem Viertel in der Großstadt sitzt. Ayse, die keine Erfahrung hat, wie das Leben ist und so. Die sich anmaßt, sich über Sabine ein Urteil zu bilden. Sie sei dumm, sie sei irre. Das muß Sabine sich nicht gefallen lassen.“ (332, 333)

Wie schon gesagt, präsentiert *Blöde Kuh* die Mutterschaft nicht als eine Eigenschaft der Frauen, die weitere essentielle Eigenschaften mit sich bringt. Eine andere Sache ist aber die Verwendung eines strategischen Essentialismus, um als Frau besser zurechtzukommen. (Siehe Kap. 4.3.5 oben) Für Ayse haben sie und Sabine vieles gemeinsam, weil sie beide Mütter sind, und sie bietet Sabine ein ‚Bündnis‘ an. Sabine betrachtet Ayse aber weiterhin als Konkurrentin und ist nicht zu einer Zusammenarbeit mit ihr fähig. ‚Wenn du weg mußt, abends und so‘, sagt Ayse, ‚ich nehme deine Kinder. Aufpassen. Ja gut?‘ ‚Vielen Dank‘, sagt Sabine. ‚Wenn es mal notwendig ist, werde ich darauf zurückkommen. Aber ich glaube, ich werde nie fortgehen. Und tagsüber sind die Kinder im Kindergarten.‘ ‚Du weißt nicht. Wenn du wegmußt, dann sag mal. Ich bin Mutter und du. Wir beide zusammen?‘ ‚Ja‘, sagt Sabine. Ayse ist sehr lieb und alles. Und sie sitzen im selben Haus, im selben Boot. Der Unterschied ist, sie, Sabine, wird hier mal rauskommen. Ayse nicht. So ist das.“ (317)

Die Gegenüberstellung von Sabine als Repräsentantin der westlichen und von Ayse als einer fremden Kultur ermöglicht es, einen kritischen Abstand zu der erstgenannten zu gewinnen. Sabines Ansichten über Ayse und die Türken allgemein sagen mehr aus über ihre eigene Kultur und deren Einstellungen als über die türkische. Sabine ist blind für die Mängel und die Einschränkungen ihrer Lebensweise und ist nicht bereit, oder gar fähig, die Andere Frau kennen zu lernen, von ihr zu lernen und ihre eigene Einstellung zu ändern, was ihre Situation erleichtern könnte. (Vgl. Kap. 4.3.5 oben) Sie ist bis zum Ende ihrer Bekanntschaft darauf fixiert, sich über Ayse zu stellen und will sich nicht auf Ayse einlassen. So bleibt die Beziehung mit Ayse unfruchtbar und Sabine fühlt sich nur auf eine unerklärliche Weise schuldig. ‚Wenn Ahmed Nachtschicht hat, besucht Sabine Ayse. Kinder ins Bett und dann rüberlaufen, weil sie das braucht, das Reden mit jemandem, auch wenn es nur Ayse ist. [...] Ayse macht Kaffee. Sabine will nur kurz bleiben, nur eine Tasse bitte, immer bereut sie, überhaupt gekommen zu sein, und hinterher das schlechte Gewissen Ayse gegenüber, warum, weiß sie nicht.“ (319)

Als Sabine nach einiger Zeit dann im Begriff ist, aus dem Haus auszuziehen, „veranstaltet [Ayse] eine halbe Abschiedsparty zum Schluß. Zum Glück lädt sie sonst keinen Hausbewohner ein. [...] ‚Alles Gute‘, sagt Ayse. Und bring Kinder. Immer Freude, Freude, wenn sie da.‘ Sabine küßt auch Ayse zum Abschied. Auf beide Seiten und in die Luft. Sie kann Ayse nicht ansehen.“ (334, 335)

10 Schlussfolgerungen

Das Ziel dieser Arbeit ist es, die unterschiedlichen Frauenbilder des Romans *Blöde Kuh* zu analysieren, um darzustellen, was für eine Art von Frausein das Werk vermittelt. Das Werk wurde einerseits im Rahmen der gesellschaftlichen, speziell feministischen Diskussion über das Frausein, andererseits als Teil des Genres Mädchenbücher untersucht. Aus den Ergebnissen der Analyse lassen sich hinsichtlich des vom Werk vermittelten Frauseins folgende Schlussfolgerungen ziehen.

Die Mutter und Conny werden zugespitzt geschildert und lassen sich als Prototypen bezeichnen. Die Mutter ist einerseits als die mythische gute Mutter, andererseits als ein 'Urbild' des bürgerlichen Hausfrautyps anzusehen, in Conny verkörpert sich der Puppenfrautyp. Durch die metaphorische Funktion dieser Figuren im Werk sind ihre Tode als symbolische Tode dieser mythischen Bilder zu interpretieren.

Anders als die anderen weiblichen Figuren des Romans, verändert sich Sabine im Laufe des Romans. Ihr Frausein ‚fließt‘ und lässt sich nicht eindeutig in einem einzigen oder in mehreren eindeutigen Frauenbildern fixieren. Von ihrem Frausein werden unterschiedliche Aspekte hervorgehoben, die im Roman sich entwickelnde und verändernde Kontinua bilden. Die Beschreibung von Sabine bzw. des von ihr repräsentierten Frauseins steht in vieler Hinsicht in einem Spannungsverhältnis mit dem Frausein, das gewöhnlich in den traditionellen Mädchenbüchern geschildert wird. Unter anderem parodisiert und ironisiert *Blöde Kuh* die für Mädchenbücher typische Vorstellung vom Frausein. Diese ‚Verdrehung‘ soll aber nicht als Selbstzweck angesehen werden, sondern die traditionellen Mädchenbücher sollen vielmehr als Subtext für *Blöde Kuh* betrachtet werden; sie schaffen eine Basis für eine erneute Behandlung derselben Thematik. Durch Veränderung des traditionellen Handlungsverlaufs, durch Modifikation der Darstellungskonventionen sowie durch einen ironischen, parodistischen und zugespitzten Stil stellt das Werk die gewohnten, traditionellen Vorstellungen über das Frausein in Frage; es verhilft der Leserin zu neuen Blickwinkeln, schafft neue Modelle und Alternativen und weckt Gedanken. Dieses setzt aber natürlich voraus, dass die Leserinnen des Romans den ironischen Ton erkennen. Wie die eigentlichen Leserinnen den Werk empfinden und interpretieren, wäre ein

interessantes Thema für eine rezeptionskritisch orientierte Untersuchung. Darüber hinaus nimmt das Werk auch Stellung auf die kritiklose Übernahme der neuen Modelle des Frauseins und bringt zahlreiche in der heutigen Gesellschaft herrschende, das Leben der Frauen erschwerende Probleme, wie etwa Arbeitssuche, Alleinerziehung und diskriminierende Einstellungen zur Diskussion.

Im Unterschied zu den traditionellen Mädchenbüchern endet das Werk nicht, indem Sabines Leben seinen Lauf findet, sondern es ist eigentlich erst am Ende des Romans, dass Sabines Leben anfängt. Auch Sabines geistige Entwicklung führt zu keiner Vollendung von ihr als Frau. Sie repräsentiert kein sozial erwünschtes, konventionelles Frausein, sondern bleibt unvollkommen, rätselhaft und widersprüchlich. Sowohl im Bereich der Karriere als auch von Sabines Privatleben repräsentiert Herr Mai am Schluss des Romans einen neuen Anfang und neue Möglichkeiten, die Sabine bevorstehen, wenn sie die Fesseln des vordefinierten Frauseins losgeworden ist. Er betrachtet Sabine als eine gleichwertige Person, aber auch deutlich als Frau.

Die weiblichen Figuren bzw. die Frauenbilder des Romans können in zwei Kategorien eingeteilt werden: in traditionell bürgerliche und in moderne Frauenbilder. Dabei gehören die Mutter, Sabines Schwester Beate und Connys Mutter, die Bäckerante, in die erstgenannte Gruppe; Sabine und Conny in die zweitgenannte Gruppe. Charakteristisch für die erstgenannten ist, dass sie eine fertige Position haben, die ihre Handlungsweise leitet. Sie orientieren sich an traditionellen gesellschaftlichen und religiösen Normen. Dagegen ist das Leben von Sabine und Conny einerseits von Wahlfreiheit, andererseits von Unsicherheit geprägt, denn sie werden mit der Freiheit bzw. mit dem Zwang konfrontiert, den Verlauf ihres Lebens selbst zu bestimmen. In diesem Zusammenhang kommt das Thema Glück und die Suche nach dem Glück zur Diskussion, was leitmotivisch auf einer metadiskursiven Ebene immer wieder von den Figuren aufgegriffen wird. Der Vater versteht überhaupt nicht, warum man sich heutzutage so sehr um das Glück bemüht, für die Mutter besteht das Glück aus den kleinen, alltäglichen Dingen des Lebens. Dagegen vertreten Sabine und Conny einen moderneren Glücksdiskurs, für den das individuelle Glück, Erlebnisse und das Materielle kennzeichnend sind. Dieser Diskurs konkretisiert sich namentlich in Connys Figur: sie verzichtet auf alles, um das zu erreichen, von dem sie glaubt, dass es Glück sei, begeht aber zum Schluss verlassenen und seelisch zerrissenen Selbstmord. Die

Schilderung von Connys Leben ist als eine Stellungnahme gegen das Glückskonzept, welches auf dem Besitzen und auf der Suche nach ständigen Erlebnissen beruht, zu deuten. Diese Interpretation findet Unterstützung auch durch die positive Darstellung der Auffassung der Mutter. Wie es in der Analyse hervorging, teilte Sabine anfangs dieselben Auffassungen wie Conny, musste aber ihre Einstellung ändern, und fand wie unbemerkt einen Weg zu einem anderen Glück.

Anhand des kritischen Stils und des Verlaufs der Handlung ist zu folgern, dass das Werk für keine Art von ‚fertigen‘ Frausein bzw. vordefinierte Subjektpositionen plädiert. Es liegt auf der Hand, dass das Werk, was die Eigenschaften und die soziale Rolle der Frauen angeht, nicht *eine* Art von Frausein befürwortet, sondern eher die Idee von einem nicht-vordefinierten, nicht-normativen Frausein. Dass auch das Frausein, welches Sabine am Ende des Romans repräsentiert nicht als Modell *per se* verstanden werden soll bzw. kann, wird daran erkennbar, dass es zu ungenau beschrieben wird, um als ein Modell zu fungieren. Das Bild von Sabine bleibt unvollständig und widersprüchlich, ihr Wesen ist nicht mit einigen beispielhaften Adjektiven zu beschreiben. Eigentlich wird sie im Laufe des Romans, was ihren Charakter betrifft, gar nicht ‚besser‘, altruistischer oder liebeswürdiger, sondern sie bleibt relativ egoistisch und verschlossen. Zum zweiten ist Sabine mit ihrer gegenwärtigen Lage nicht zufrieden, sondern sie fühlt sich glücklich, weil sie weiß, dass sie selbst ihre Situation ändern kann und ihr Frausein selbst entwerfen kann, wie dies aus den letzten Sätzen des Romans hervorgeht: „Sabine summt vor sich hin. Ihre Träume. Ihre Gedanken. Und es ist alles ein bißchen wahr.“ (342) Der einzige das Frausein definierende Faktor, den das Werk deutlich befürwortet, ist der Mut, die Grenzen zu überschreiten, die das heutige Frausein definieren. Auch dies wird aber nicht als absoluten Imperativ dargestellt, denn auch die Wahl von Sabines Schwester Beate, Hausfrau zu werden, wird zwar als eine das Leben einschränkende, aber mögliche Entscheidung präsentiert.

Darüber hinaus ist im Roman eine Tendenz zur Dekonstruktion der kulturell produzierten, binarischen Oppositionen zu beobachten, welche das Frau- und Mannsein definieren. Dies zielt auf die Erweiterung des Bedeutungsfeldes des Begriffs *Frau* ab. Hierbei wird offensichtlich, dass ältere ‚Modelle‘ der Subjektwerdung, wie etwa das psychoanalytische unzulänglich und anachronistisch wirken. Um ein gleichberechtigtes

Subjekt zu werden, kann die Lösung für eine Frau weder die Identifikation mit der Mutter, wenn auch nur im symbolischen Sinne, noch mit dem Vater, also eine Übernahme der männlichen Subjektivität, sein. Dagegen ist das von dem Werk vertretene Form des Frauseins mit Rosi Braidottis Ansatz über die nomadische Subjektivität (siehe Kap. 4.3.4 oben) folgenderweise zu beschreiben.

Die Unterscheidung zwischen Frauen und Männern bzw. einer weiblichen und männlichen Subjektivität kommt im Roman deutlich zur Geltung. Eine vollständige Übernahme einer männlichen Subjektivität ist unmöglich, da Sabine im Braidottischen Sinne ohnehin verkörpert ist. Außerdem stellen ihre Kinder eine Rahmenbedingung für ihr Leben dar, was die männliche Identifikation auf konkretem Niveau erschwert bzw. unmöglich macht. Darüber hinaus ist die bereits erwähnte dekonstruktive Tendenz des Romans darin zu beobachten, dass das Werk die ganze Unterscheidung zwischen einer männlichen und weiblichen Subjektivität im traditionellen Sinne in Frage zu stellen scheint. Die Tatsache, dass bestimmte Eigenschaften traditionell für männlich gehalten werden, wird als eine kulturelle Konvention dargestellt, nicht etwa als ein essentiell zu begründendes Faktum. Aus diesem folgt, dass auch Frauen sich diese Eigenschaften aneignen können. Auch wenn Sabine in ihrem Verhalten im Laufe des Romans immer mehr ‚männliche‘ Züge aufweist und in zunehmender Maße durch Attribute wie etwa Ehrgeiz, Intelligenz, Eigeninitiative, aktive Handlung und auch Individualismus zu charakterisieren ist, wird sie dadurch nicht ‚weniger Frau‘. Konkret wird dies am Ende des Romans sichtbar, als Herr Mai sie explizit als Frau anspricht und sich für sie als Frau interessiert.

Der Unterschied zwischen den Frauen kommt auf zwei Ebenen zum Vorschein. Zum einen wird eine deutliche Unterscheidung zwischen den realen Frauen, hier konkret also zwischen Sabine, und der Institution Frau, die im Roman in Form der Karrierefrau und der Hausfrau in Erscheinung tritt, getroffen. Zum zweiten wird auch die Berücksichtigung des Unterschieds zwischen den realen Frauen thematisiert. Am deutlichsten ist dies in der Beziehung zwischen Ayse und Sabine zu sehen. Ayse wird als andersartige, aber genauso als eine ‚richtige‘ Frau wie Sabine dargestellt. Sabine akzeptiert sie nicht und hat ein schlechtes Gewissen, anstatt dass sie Ayse kennenlernen und eventuell etwas von ihr lernen will.

Auch die Idee von den unterschiedlichen Charakterzügen innerhalb einer Frau ist deutlich zu beobachten. Wie bereits festgestellt, verändert sich Sabine ständig und auch am Ende des Romans als Resultat des Entwicklungsprozesses ist sie nicht ‚fertig‘. Statt dessen, dass sie eine harmonische, durchsichtige Gesamtheit darstellen würde, bleibt sie widersprüchlich und unvollkommen, fragmentarisch. Sie hat es zwar gelernt, auf sich selbst zu vertrauen und aktiv ihr Leben zu steuern, andererseits aber bleibt sie immer noch unsicher und ängstlich.

Wie es deutlich wird, ist die nomadische Subjektivität nicht etwas, was Sabine vollständig erreicht hätte, sondern sie charakterisiert die Art Frausein, welches das Werk befürwortet. Um diese Art weibliches Bewusstsein zu erreichen, ist es laut Braidotti erforderlich, die Repräsentationen der ‚Frau‘ zu entlarven und durch mimetische Wiederholung aufzubrechen. Man muss „[...] work through the multiple layers of signifikation of Woman – phallic as it may be – [...] new is created by revisiting and burning up the old.“ (siehe Kap. 4.3.4 oben) Sabine arbeitet sich konkret durch zwei weibliche Repräsentationen, die der Karriere- und der Hausfrau. Dem Leser zeigt sich dieser Prozess wesentlich vielseitiger. Sowohl der Tod der Mutter als auch der von Conny sind als „Verbrennung des Alten“ zu interpretieren. Darüber hinaus sind die Versuche Sabines, die zwei obengenannten Repräsentationen nachzuahmen bzw. sich in die Subjektpositionen hineinzusetzen, so gezwungen, dass sie die Konstruiertheit dieser Repräsentationen entlarvt und ihr Verhalten einen mimetischen Charakter bekommt. Dadurch werden auch diese Repräsentationen verbraucht und die Möglichkeit zum nomadischen Bewusstsein rückt näher.

Vor diesem Hintergrund erhält die Schelte *Blöde Kuh* eine dritte Dimension. Im Roman wurde sie von den Eltern gebraucht, wenn sich Sabine nicht nach den gewohnten Normen verhalten wollte und von Sabine für sich selbst, als sie sich dumm fühlte. Den Titel *Blöde Kuh* kann man aber auch als Verweis auf Sabine in ihrem Streben nach einem gesellschaftlich akzeptierten und definierten Frausein auf Kosten ihrer Souveränität und Identität sehen.

Literaturverzeichnis

Althusser, Louis 1969. Ideologia ja ideologiset valtiokoneistot. In: Althusser, Louis. Ideologiset valtiokoneistot 1984. Kansankulttuuri ja Vastapaino, Tampere. 86–143.

Anttonen, Anneli 1997. Feminismi ja sosiaalipolitiikka. Miten sukupuolesta tehtiin yhteiskuntateoreettinen ja sosiaalipoliittinen avainkäsite. Akateeminen väitöskirja, Sosiaalipolitiikan laitos, Tampereen yliopisto. Tampere University Press, Tampere.

Barret, Michèle 1988. Woman's oppression today. The feminist/marxist encounter. Zweite, überarbeitete Auflage. Verso, London.

Barthes, Roland 1993. Tekijän kuolema, tekstin syntymä. Die finnische Übersetzung herausgegeben von Lea Rojola. Vastapaino, Tampere.

de Beauvoir, Simone 1951. Das andere Geschlecht – Sitte und Sexus der Frau. Rowolt Verlag, Hamburg.

Binder, Lucia (Hrsg.) 1992. Einführung in die Kinder- und Jugendliteratur der Gegenwart. Internationales Institut für Jugendliteratur und Leseforschung. Jugend & Volk, Wien

Booth, Wayne C. 1974. A Rhetoric of irony. The University of Chicago Press. Chicago.

Braidotti, Rosi 1991. Patterns of dissonance. A study of women in contemporary philosophy. Polity Press, Cambridge.

Braidotti, Rosi 1992. S. v. Essentialism. In: Feminism and psychoanalysis. A critical dictionary. Hrsg. von Elisabet Wright. Blackwell, Oxford. 77–83.

Braidotti, Rosi 1994. Nomadic subjects: Embodiment and sexual difference in contemporary feminist theory. Columbia University Press, New York.

Butler, Judith 1990. Gender trouble. Feminism and the subversion of identity. Routledge, London.

Cameron, Deborah 1996. Sukupuoli ja kieli. Feminismi ja kielentutkimus. Zweite, überarbeitete Auflage. Vastapaino, Tampere.

Cameron, Deborah 2000. Good to Talk? Living and working in a communication culture. Sage Publications, London.

Chatman, Seymour 1978. Story and discourse. Narrative structure in fiction and film. The University of Chicago Press, Chicago.

Chodorow, Nancy 1978. The reproduction of mothering. Psychoanalysis and the sociology of gender. University of California Press, California.

- Cixous**, Hélène 1975. *Sorties: Out and out: Attacs/ways out/forays*. In: *The Newly Born Woman* 1986. Hrsg. von Hélène Cixous & Catherine Clément. University Minnesota Press, Minneapolis. 63–132.
- Cott**, Nancy F. 1987. *The grounding of modern feminism*. Yale University Press, New Haven.
- Dahrendorf**, Malte 1984. *Mädchenliteratur*. In: *Kinder- und Jugendliteratur. Ein Handbuch*. dritte, völlig neu bearbeitete Auflage. Hrsg. von Gerhard Haas. Philipp Reclam jun., Stuttgart. 110–138.
- Eagleton**, Mary 1991. *Feminist literary criticism*. Longman, London.
- Eagleton**, Mary 1996. *Working with feminist criticism*. Blackwell Publishers, Oxford.
- Elam**, Diane 1994. *Feminism and deconstruction. Ms en abyme*. Routledge, London.
- Evans, Judith 1995. *Feminist theory today. An introduction to second-wave feminism*. Sage Publications. London.
- S.v. **Feminismus**. In: *DUDEN Deutsches Universalwörterbuch A-Z* 1996. Dritte, neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Dudenverlag, Mannheim.
- Ferguson**, Kathy E. 1993. *The man question. Visions of subjektivty in feminist theory*. University of California Press, Berkeley.
- Fetterley**, Judith 1978. *The resisting reader: A feminist approach to american fiction*. Indiana University Press, Bloomington.
- Firestone**, Shulamith 1979. *The dialectic of sex. The case for feminist revolution*. The Woman's Press, London.
- Foucault**, Michel 1980. *Power/ knowledge. Selected interviews and other writings 1972– 1977* by Michel Foucault. Hrsg. von Colin Gordon. Harvester Press, Brighton.
- Fraser**, Nancy & Nicholson Linda J. 1990. *Social criticism without philosophy: An encounter between feminism and postmodernism*. In: *Feminism/postmodernism*. Hrsg. von Linda J. Nicholson. Routledge, New York. 19–38.
- Genette**, Gérard 1980. *Narrative discourse*. Basil Blackwell, Oxford.
- Giddens**, Anthony 1991. *Modernity and self-identity. Self and society in late modern age*. Polity Press, Cambridge.
- Gilbert**, Sandra M. & Gubar, Susan 1979. *The madwoman in the attic. The woman writer and the nineteenth-century literary imagination*. Yale University Press, New Haven.

- Gordon**, Tuula 2001. Einleitung Nainen/ naisuus/ naisellisuus. Hrsg. von Minna Nikunen, Tuula Gordon, Sanna Kivimäki & Riitta Pirinen. Tampere University Press, Tampere. 8–18.
- Grosz**, Elisabeth 1990. Jaques Lacan. A feminist introduction. Routledge, London.
- Grosz**, Elisabeth 1992. S. v. Kristeva Julia. In: Feminism and psychoanalysis. A critical dictionary. Hrsg. von Elisabet Wright. Blackwell, Oxford. 194–200.
- Guild**, Elizabeth 1992. S.v. Écriture féminine. In: Feminism and psychoanalysis. A critical dictionary. Hrsg. von Elisabet Wright. Blackwell, Oxford. 74–76.
- Heinonen**, Harri 2003. Kaukokannattajat ruudun äärellä. Englantilaisen jalkapallojoukkue Evertonin suomalaiset fanit. In: Kulttuurikirja. Tutkimuksia nykyajan kultti-ilmiöistä. Hrsg. von Urpo Kovala & Tuija Saresma. SKS, Helsinki. 55–84.
- Honkanen**, Katariina 1996. Nainen. In: Avainsanat. 10 askelta feministiseen tutkimukseen. Hrsg. von Anu Koivunen & Marianne Liljeström. Vastapaino, Tampere. 139–158.
- Humm**, Maggie 1986. Feminist criticism. Women as contemporary critics. Harvester Press, Brighton.
- Irigaray**, Luce 1985. Speculum of the other woman. Cornell University Press, Ithaca.
- Koivunen**, Anu 1996. Sorto. In: Avainsanat. 10 askelta feministiseen tutkimukseen. Hrsg. von Anu Koivunen & Marianne Liljeström. Vastapaino, Tampere. 35–76.
- Koivunen**, Anu & Liljeström, Marianne 1996. Kritiikki, visiot, muutos. In: Avainsanat. 10 askelta feministiseen tutkimukseen. Hrsg. von Anu Koivunen & Marianne Liljeström. Vastapaino, Tampere. 9–34.
- Koivunen**, Hannele 1996. Madonna ja huora. Otava, Helsinki.
- Koli**, Raija 1996. Virginia Woolf ja kriittinen naissubjekti. In: Naissubjekti ja postmoderni. Hrsg. von Päivi Kosonen. Gaudeamus, Tampere. 44–62.
- Korte**, Irma 1988. Nainen ja myyttinen nainen. Yliopistopaino, Helsinki.
- Koskela**, Lasse & Rojola, Lea 1997. Lukijan ABC-kirja. Johdatus kirjallisuuden nykyteorioihin ja kirjallisuudentutkimuksen suuntauksiin. SKS, Helsinki.
- Kosonen**, Päivi 1996. Subjekti. In: Avainsanat. 10 askelta feministiseen tutkimukseen. Hrsg. von Anu Koivunen & Marianne Liljeström. Vastapaino, Tampere. 179–206.
- Kristeva**, Julia 1981. A woman can never be defined. In: New french feminisms. An anthology. Hrsg. von Elaine Marks & Isabelle de Courtivron. The Harvester Press, Brighton. 137–141.

- Kristeva**, Julia 1984. *Revolution in poetic language*. Columbia University Press, New York.
- Kristeva**, Julia 1979/1993. *Naisten aika*. In: *Puhuva subjekti. Tekstejä 1967–1993*. Gaudeamus, Tampere. 163–186.
- Lappalainen**, Päivi 1996. *Rakkaudella. Julia Kristeva ja maternaalinen subjekti*. In: *Naissubjekti ja postmoderni*. Hrsg. von Päivi Kosonen. Gaudeamus, Tampere. 89–110.
- de Lauretis**, Theresa 1986. *Feminist studies/ critical studies: Issues, terms, and contexts*. In: *Feminist studies/critical studies 1986*. Hrsg. von Teresa de Lauretis. Macmillan Press, Houndmills. 1–19.
- Lempiäinen**, Kirsti 2000. *Rosi Braidotti. Nomadisen naissubjektiuden visioija*. In: *Feministejä: aikamme ajattelijoita*. Hrsg. von Anneli Anttonen, Kirsti Lempiäinen & Marianne Liljeström. Vastapaino, Tampere.
- Lempiäinen**, Kirsti 2001. *Naisellinen feministi: naisfeministisubjekti*. In: *Nainen/ naiseus/ naisellisuus*. Hrsg. von Minna Nikunen, Tuula Gordon, Sanna Kivimäki & Riitta Pirinen. Tampere University Press, Tampere. 21–42.
- Lindhoff**, Lena 2003. *Einführung in die feministische Literaturtheorie. Zweite, überarbeitete Auflage*. J.B.Metzler, Stuttgart.
- Matero**, Johanna 1996. *Tieto*. In: *Avainsanat. 10 askelta feministiseen tutkimukseen*. Hrsg. von Anu Koivunen & Marianne Liljeström. Vastapaino, Tampere. 245–270.
- Miller**, Nancy K. 1988. *Changing the subject: Authorship, writing, and the reader*. In: *feminist studies/ critical studies*. Hrsg. von Theresa de Lauretis. Macmillan Press, Houndmills. 102–120.
- Mills**, Sara 1989. *Authentic realism*. In: *Feminist readings/ feminists reading*. Hrsg. von Sara Mills & Lynne Pearce. University Press of Virginia, Charlottesville. 51–82.
- Mills**, Sara 1995. *Feminist stylistics*. Routledge, London.
- Mitchell**, Juliet 1973. *Naisliike*. Otava, Keuruu.
- Mitchell**, Juliet 1974. *Psychoanalysis and feminism*. Penguin books, London.
- Moi**, Toril 1985. *Sexual/textual politics: Feminist literary theory*. Routledge, London.
- Moi**, Toril 1990. *Feministinen, naispuolinen, naisellinen*. In: *Marginaalista muutokseen. Feminismi ja kirjallisuudentutkimus*. Hrsg. von Pirjo Ahokas & Lea Rojola. Taiteiden tutkimuksen laitos, sarja A, N:o 20. Turun yliopisto. Turun yliopiston offsetpaino, Turku. 17–38.
- Morris**, Pam 1997. *Kirjallisuus ja feminismi*. SKS, Helsinki.

Nave-Herz, Rosemarie 1997. Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland. Fünfte, überarbeitete und ergänzte Auflage. Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn.

Neumann, Erich 1963. The great mother. An analysis of the archetype. Zweite Auflage. Princeton University Press, Princeton, New Jersey.

Palin, Tutta 1996. Ruumis. In: Avainsanat. 10 askelta feministiseen tutkimukseen. Hrsg. von Anu Koivunen & Marianne Liljeström. Vastapaino, Tampere. 225–244.

S.v. **Patriarchat**. In: DUDEN Deutsches Universalwörterbuch A-Z 1996. Dritte, neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Dudenverlag, Mannheim.

Rantalaiho, Liisa 1988. Naistutkimuksen metodologiasta. In: Akanvirtaan. Hrsg. von Päivi Setälä & Hannele Kurki. Yliopistopaino, Helsinki. 28–54.

Rantonen, Eila 2001. Naiseus strategiana: esityksiä ja politiikkaa. In: Nainen/ naiseus/ naisellisuus 2001. Hrsg. von Minna Nikunen, Tuula Gordon, Sanna Kivimäki & Riitta Pirinen. Tampere University Press, Tampere. 43–62.

Rich, Adrienne 1977. Of woman born. Motherhood as experience and institution. Virago, London.

Rimmon-Kenan, Shlomith 2002. Narrative fiction. contemporary poetics. Zweite Auflage. Routledge, London.

Rohde-Dachser, Christa 1991. Expedition in den dunklen Kontinent. Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse. Springer-Verlag, Berlin.

Rojola, Lea 1996. Ero. In: Avainsanat. 10 askelta feministiseen tutkimukseen. Hrsg. von Anu Koivunen & Marianne Liljeström. Vastapaino, Tampere. 159–178.

Rojola et al 2000. Gayatri Chakravorty Spivak ja väärinlukemisen politiikat. In: Feministejä- Aikamme ajattelijoina. Hrsg. von Anneli Anttonen, Kirsti Lempiäinen & Marianne Liljeström. Vastapaino, Tampere. 295–318

Ronkainen, Suvi 2001. Naiseuden inho. In: Nainen/ naiseus/ naisellisuus 2001. Hrsg. von Minna Nikunen, Tuula Gordon, Sanna Kivimäki & Riitta Pirinen. Tampere University Press, Tampere. 63–89.

Saarinen, Aino 1988. Naistutkimus – paradigmahaaste? In: Akanvirtaan. Hrsg. von Päivi Setälä & Hannele Kurki. Yliopistopaino, Helsinki. 5–27.

Saarinen, Aino. Feminist research – an intellectual adventure? A research autobiography and reflections on the development, state and strategies of change of feminist research. Centre for women's studies and gender relations publications 4/1992. Research Institute for Social Sciences, University of Tampere, Tampere.

Sarup, Madan 1993. An introductory guide to poststructuralism and postmodernism. Zweite Auflage. Harvester Wheatsheaf, London.

Schulze, Gerhard 1997. From situation to Subjects: Moral discourse in transition. In: Constructing the new consumer society. Hrsg. von Pekka Sulkunen, John Holmwood, Hilary Radner & Gerhard Schulze. St. Martin's Press, New York. 38–57.

Scott, Joan W 1992. "Experience". In: Feminists theorize the political. Hrsg. von Judith Butler and Joan W. Scott. Routledge, New York. 22–40.

Showalter, Elaine 1977. A literature of their own. British women novellists from Brontë to Lessing. Princeton University Press, New Jersey.

Spivak, Gayatri C. 1987. In other worlds. Essays in cultural politics. Routledge, London.

Spivak, Gayatri C. 1993. Reading the satanic verses. In: What is an author? Hrsg. Von Maurice Biriotti & Nicola Miller. Manchester University Press, Manchester.

Waugh, Patricia 1992. S. v. Postmodernism. In: Feminism and psychoanalysis. A critical dictionary. Hrsg. von Elisabet Wright. Blackwell, Oxford. 341–345.

Weedon, Chris 1997. Feminist practice & poststructuralist theory. Zweite Auflage. Blackwell Publishers, Oxford.

Wiggershaus, Renate 1979. Geschichte der Frauen und der Frauenbewegung - In der Bundesrepublik Deutschland und in der Deutschen Demokratischen Republik nach 1945. Peter Hammer Verlag, Wuppertal

Willard, Charity Cannon 1984. Christine de Pizan. Her life and works. Persea Books, New York.

Wittig, Monique 1992. The straight mind and other essays. Beacon Press, Boston.

Woolf, Virginia 1994. A Room of one's own. Flamingo, London.

Fernsehen

Uosukainen, Riikka in A-TALK 27.10.2004. Yle 1. Haluaako nykynainen olla feministi?

Vorlesungen

Prof. Dr. Tuomo **Lahdelma**. Kirjallisuuden teoriaa ja lähestymistapoja. Vorlesungen am 17.2.2005 und 24.2.2005. Institut für Kunst- und Kulturforschung, Jyväskylä

Prof. Péter **Dávidházi**. Literary Anthropology: An Introduction to Methodology and Case Studies. Vorlesung am 11.4.2005. Institut für Kunst- und Kulturforschung, Jyväskylä Universität.

Zeitschriften

Glamour, deutsche Ausgabe. September 2005. Condé Nast Verlag GmbH, München.
Glamour, britische Ausgabe. November 2005. The Condé Nast Publications Ltd,
London.

Internet

Internet 1: <http://www.dagmar-chidolue.de/frame.htm> (10.6. 2005 12.40 Uhr)

Internet 2: <http://www.beltz.de/autoren/484.pdf> (10. 6. 2005 12.40 Uhr)

